266.26
E161

Einige Schriftstücke

über die Congregation

der Missionsschwestern

von

Unserer Lieben Frau der Missionen Afrika's.

Aus dem „Bulletin des Missions d'Alger".

Vorrede. — I. Gründung eines Postulantenhauses zu Maestricht. — II. Die Neger-Martyrer aus dem Ugandalande. — III. Schreiben Sr. Em. des Cardinals Lavigerie über das Apostolat bei den heidnischen Frauen. — IV. Kurze Notiz über die Missionsschwestern. — V. Neue Postulate in Europa. — VI. Brief einer Postulantin der Missionsschwestern über die Missionen in Kabylien. — VII. Einkleidung einer Missionsschwester in der Basilika U. L. F. von Afrika. — VIII. Gebete für das Werk der Glaubensverbreitung und für die Bekehrung der heidnischen Frauen. Damenstift zu Carthago. — IX. Adoption von Missionsschwestern. — X. Belobigungsdecret des Heiligen Stuhles zu Gunsten der Congregation der Missionsschwestern U. L. F. von den Missionen Afrika's in Algier.

Maestricht.

Im Postulantenhause der Congregation der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika.

1887.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Einige Schriftstücke

über die Congregation

der Missionsschwestern

von

Unserer Lieben Frau der Missionen Afrika's.

Aus dem „Bulletin des Missions d'Alger".

Vorrede. — I. Gründung eines Postulantenhauses zu Maestricht. — II. Die Neger-Martyrer aus dem Uganda-Lande. — III. Schreiben Sr. Em. des Cardinals Lavigerie über das Apostolat bei den heidnischen Frauen. — IV. Kurze Notiz über die Missionsschwestern. — V. Neue Postulate in Europa. — VI. Brief einer Postulantin der Missionsschwestern über die Missionen in Kabylien. — VII. Einkleidung einer Missionsschwester in der Basilika U. L. F. von Afrika. — VIII. Gebete für das Werk der Glaubensverbreitung und für die Bekehrung der heidnischen Frauen. Damenstift zu Carthago. — IX. Adoption von Missionsschwestern. — X. Belobigungsdecret des Heiligen Stuhles zu Gunsten der Congregation der Missionsschwestern U. L. F. von den Missionen Afrika's in Algier.

Maestricht.
Im Postulantenhause der Congregation der Missionsschwestern
Unserer Lieben Frau von Afrika.
1887.

266.26
Ei 61

Inhalt.

		Seite
Vorrede	. . . . .	v
I.	Gründung eines Postulantenhauses zu Maestricht .	1
II.	Die Neger-Martyrer aus dem Uganda-Lande . .	8
III.	Schreiben Sr. Eminenz des Cardinals Lavigerie über das Apostolat bei den heidnischen Frauen . . .	43
IV.	Kurze Notiz über die Missionsschwestern . . .	65
V.	Neue Postulate in Europa	78
VI.	Brief einer Postulantin der Missionsschwestern über die Missionen in Kabylien	80
VII.	Einkleidung einer Missionsschwester in der Basilika Unserer Lieben Frau von Afrika	108
VIII.	Gebete für das Werk der Glaubensverbreitung und für die Bekehrung der heidnischen Frauen. Damenstift zu Carthago	119
IX.	Adoption von Missionsschwestern	121
X.	Belobigungsdecret des Heiligen Stuhles zu Gunsten der Congregation der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's in Algier . . .	123

Vorrede.

Die göttliche Vorsehung lenkt augenscheinlich dem großen afrikanischen Festlande ihre besondere Fürsorge zu. Bis vor einem Vierteljahrhundert schien das Innere dieses Welttheiles unserer Kenntniß für immer verschlossen zu sein; seitdem aber hat man begonnen, in dasselbe einzudringen und es nach allen Seiten zu durchforschen, und dank dem hochherzigen Vorgehen Sr. Majestät des Königs der Belgier und der unter seinem Vorsitze gebildeten „Internationalen Gesellschaft" wurde Afrika schon mehreremale von einem Meere zum andern durchkreuzt. Das Werk, das die hervorragendsten civilisirten Völker begonnen, wurde dann durch die Vertreter der europäischen Mächte, die in Berlin unter dem Protectorate Sr. Majestät des deutschen Kaisers und dem Vorsitze des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zusammentraten, dem Ziele nähergerückt, indem man die europäische Schutzherrlichkeit auf die verschiedenen afrikanischen Gebiete ausdehnte.

Nun hatte die Stunde für die katholischen Missionen geschlagen; nun konnten sie auch im Innern Afrika's, bis nahe an die großen Seen, aus welchen der Nil und der Kongo entspringen, neben den neuen handelspolitischen Niederlassungen apostolische Stationen errichten. So haben die Missionäre von Algier die apostolischen Vikariate von Nyanza, Ounyanyembe, Tanganjika und des Obern Kongo gegründet. Schon

blühen dort zahlreiche Christengemeinden, und eine derselben, die von Uganda, hat kürzlich einen Beweis christlichen Heldenmuthes geliefert, der uns in die ersten Zeiten der Kirche versetzt.

Noch ist jedoch eine große Lücke auszufüllen: anfangs konnten wegen der namenlosen Schwierigkeiten und Gefahren nur Missionäre dem Bekehrungswerke sich widmen und demgemäß die ewigen Wahrheiten nur Männern verkündet werden, während die Weiber wie verlassen und hilflos erschienen. Wohl hatten sich einige Schwestern in den Küstenstrichen niedergelassen; sie konnten aber den schwarzen Frauen im Innern Afrika's ihre hilfreiche Hand nicht bieten. Das soll jetzt besser werden.

In der seit zwanzig Jahren in Algier bestehenden Congregation der Missionsschwestern, unter dem Namen Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's, harren nunmehr, wo die Straßen offen gelegt und stellenweise für die Sicherheit des Verkehrs umfassende Schutzvorrichtungen getroffen sind, die Schwestern nur des Befehls ihrer Obern, um in die barbarischen Gebiete zu dringen und auch für die Frauen und Mädchen zu thun, was die Missionäre bereits für die Männer und Knaben begonnen haben.

Zu Gunsten dieses hehren Kreuzzuges hat Se. Eminenz Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier, der Stifter und erste Superior der Missionsschwestern, einen eindringlichen Aufruf an die katholischen Frauen aller Länder, ohne Unterschied der Nationalität, erlassen.

Schon hat der Aufruf lebhaften Anklang gefunden. Zu gleicher Zeit möchte der erlauchte Stifter seinem Werke jetzt

einen höhern Charakter verleihen. Er hat deswegen den Mittelpunkt der Congregation aus Algerien, wo sie in einem kleinen Dorfe[1] angesiedelt war, nach Carthago verlegt. Von der alten Hauptstadt Afrika's soll nun bald ein Heereszug friedliebender Schwestern aus den verschiedensten Ländern ausziehen, um den schwarzen Frauen des innern Afrika jene Wohlthaten zu bringen, welche die Krone des christlichen Weibes bilden: die Liebe, die Mutterſorge, die Opferwilligkeit und die Barmherzigkeit.

In verschiedenen Gegenden sind Postulantenhäuser gegründet worden, um die Mädchen, die diesem edlen Berufe sich widmen möchten, aufzunehmen. Für die Länder deutscher und flämischer Zunge ist ein solches zu Maestricht in Holland, mitten in einer Gegend, wo diese beiden Sprachen gesprochen werden, eröffnet. Allen jenen Frauen nun, die an die Pforte dieses neuen Hauses klopfen möchten, sollen diese Zeilen die nöthige Aufklärung geben.

---

[1] In Kouba bei Algier.

I.

Gründung eines Postulantenhauses zu Maestricht

für die

Congregation der Missionsschwestern

Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's.

(Aus dem „Bulletin des Missions d'Afrique", Juliheft 1887.)

Congregation der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's. — Gründung eines Postulantenhauses in Maestricht im holländischen Limburg. — Reise Sr. Eminenz des Cardinals Lavigerie. — Der hl. Hermann als Schutzpatron erwählt — und warum? — Besuch bei einem alten geistlichen Herrn bei Gelegenheit seines Priester-Jubiläums.

Unsere frommen Leser können von Heft zu Heft die Fortschritte des von Gott so offenbar gesegneten Werkes der afrikanischen Missionsschwestern verfolgen. Im Juli- und im August-Heft haben wir Ihnen die Gründung eines Postulantenhauses in Lyon vorgeführt. Es ist für die französischen Jungfrauen bestimmt, die sich zu den weitentlegenen Missionen, besonders zu den von uns geschilderten Missionen im Innern Afrika's, berufen fühlen. Aber die französischen Jungfrauen sind nicht allein zu diesem erhabenen Werke berufen: die katholischen Jungfrauen aller Nationen sind dazu berufen; denn alle sind mit der Hilfe Gottes gleichen Heldenmuthes fähig.

Das Postulantenhaus von Maestricht ist besonders für Jungfrauen aus Holland, Deutschland und Flandern bestimmt. In den genannten Ländern herrscht ein reges religiöses Leben. Zudem dehnen dieselben täglich ihre Kolonialherrschaft aus und erschließen derart den Missionen immer weitere Gebiete. Sicherlich wird Gottes heilige Vorsehung, die ja immer die Mittel zum vorausgesteckten Ziele gibt, auch in diesen bevorzugten Ländern zahlreiche Seelen erwecken, welche sich dem apostolischen Berufe widmen. Das dürfen wir nach dem Vorgange von Lyon erhoffen. Die ersten Postulantinnen, die dort angeklopft, waren zwei Jungfrauen aus Belgien und Holland; bald gesellten sich ihnen vier deutsche aus Bayern zu.

Schon seit mehreren Jahren haben die Missionsväter von Algier in Woluwé-les-Bruxelles eine apostolische Schule für ihre Gesellschaft gegründet; diese Schule hat bereits sowohl hinsichtlich der Zahl wie auch der Fähigkeiten der künftigen Missionäre die günstigsten Resultate aufzuweisen. Dieser Erfolg hat Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie bewogen, während seines letzten Aufenthaltes in Frankreich, eine Reise nach Belgien und Holland zu unternehmen, um sich persönlich zu überzeugen, ob dort ein fruchtbares Erdreich zur Aufnahme neuer Saat vorhanden sei. Der hohe Herr reiste zuerst nach Brüssel, um dort über die verschiedenen Oertlichkeiten, die man Hochdemselben bezeichnet hatte, genauere Erkundigungen einzuziehen. Endlich wurde Maestricht zum Gründungsort ausersehen. Maestricht bietet für ein Missionswerk zwei große Vortheile. Es ist eine echt katholische Stadt. Unter dem Schutze weiser väterlicher Gesetze hat sie treu an ihrem Glauben und der innigen Frömmigkeit alter Zeiten festgehalten. Man kann sich kaum bessere Leute als die Einwohner von Maestricht vorstellen. Die Kirchen sind ungemein sorgfältig im Stand gehalten, angefangen von der alten prächtigen Basilika zum hl. Servatius, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt und durch ihren ausgezeichneten Herrn Dekan restaurirt

worden ist, bis auf die neue niedliche Kirche von Wick, welche die Pfarrangehörigen unter der Leitung ihres seeleneifrigen und wahrhaft apostolischen Pfarrers Mgr. Rykers erbaut haben. Der zweite Vortheil, den Maestricht bietet, ist seine geographische Lage. Es liegt zwischen Holland, Norddeutschland und Belgien, und erfüllt so bestens den Zweck, den man bei Gründung dieses Postulantenhauses im Auge hatte, nämlich Jungfrauen dieser drei Länder darin aufzunehmen.

Nach Maestricht begab sich nun Seine Eminenz Cardinal Lavigerie am 6. August, dem Tage der Verklärung des Herrn. Morgens hatte er die heilige Messe in einem gastfreundlichen Hause der Diöcese Lüttich gelesen; es ist das Haus einer der freigebigsten Wohlthäterinnen unserer Werke und überhaupt aller Missionswerke [1].

Es war Nachmittag, als der Cardinal-Erzbischof von Carthago in Maestricht ankam. Seine Eminenz wurde empfangen durch Mgr. Rykers, Dekan von Wijk-Maestricht, durch Mgr. Brincat, der ihm einen Tag vorausgereist war, und durch P. Roelens, der ihm die Wege bereiten sollte, und machte sich sofort ans Werk. „Ich habe gute Hoffnung," sprach der hohe Herr lächelnd, „es ist heute das Fest der Verklärung des Herrn, und ich bemerkte mit besonderer Vorliebe, diesen Morgen, im Evangelium die Worte: *Domine, bonum est nos hic esse* (‚Herr, hier ist gut sein'), welche die Apostel zum Herrn sprachen; ich fühlte, daß meine Gebete um eine gastfreundliche Niederlassung erhört werden müßten durch die Verdienste desjenigen, an den ich sie richtete." Und wirklich zeigten zur Stunde Mgr. Rykers und P. Roelens Sr. Eminenz ein leeres Haus zu Wijk-Maestricht, in der eigenen Pfarrei des erstern. Der Cardinal begibt sich sofort dorthin. Das Haus ist sehr geeignet, es ist groß und wenig auffällig. Ein dabeiliegender Garten erlaubt es den Schwestern,

[1] Die Frau Gräfin v. Stainlein-Saalenstein.

während ihrer Prüfungszeit, ohne daß sie ausgehen müßten, frische Luft zu schöpfen und sich die nothwendige Bewegung zu verschaffen. Der Preisanschlag ist nicht zu hoch. Der vortreffliche Notar Herr Boots, so recht ein Mann nach dem Herzen Gottes, übernimmt es, die nöthigen geschäftlichen Unterhandlungen zu führen und den Act aufzusetzen. Binnen einer Stunde ist alles fertig. Der ehrwürdige Bischof von Roermond ertheilt noch am selbigen Tage, ohne jeglichen Anstand, die erbetene Approbation. Kurz darauf fließt eine erste Gabe von achttausend Franken zu für die ersten Kosten, und später spenden zwei gute Damen das Nothwendige für die Ausrüstung der Kapelle [1]. Es erübrigte nur noch, Unserer Lieben Frau von Afrika und dem hl. Hermann, unter deren Schutz das Haus gestellt werden soll, zu danken.

Warum Unsere Liebe Frau von Afrika auserwählt worden, ist leicht begreiflich; warum aber der hl. Hermann, wird unten erzählt.

Wohl ist das Haus nun gemiethet, aber man hat sich das Recht vorbehalten, für eine an sich kleine Summe während der Miethzeit das Haus zu kaufen. Und es müßte doch schlecht gehen, wenn nach so trefflichem Anfange der hl. Hermann sich aus seinem Hause wieder auf die Straße setzen ließe.

So weit das Materielle. Kaum war der Miethvertrag unterschrieben, als eine Jungfrau der Pfarrei sich dem Cardinal Lavigerie vorstellte mit der Bitte, sie als Novizin aufzunehmen. „Sie ist gerade mein bestes Pfarrkind, in guten Werken und Tugend gleich bewährt", sagte der gute Pfarrer. — Seitdem, und obschon das Haus erst am 15. October eröffnet werden soll, liegen bereits fünf andere Anfragen vor. Der Finger Gottes, meine ich, ist doch hier sichtbar.

Doch zum Schluß ein Wort darüber, warum der hl. Hermann neben Unserer Lieben Frau von Afrika zum Schutz-

[1] Die Damen Wauters, Schloßherrinnen zu Stein bei Maestricht.

patron des Postulantenhauses von Maestricht erwählt worden ist.

Der hl. Hermann war der Namenspatron eines jungen bayerischen Edelmannes, den die fromme Mutter bei der heiligen Taufe unter den Schutz des vielverehrten Heiligen gestellt hatte. Der hl. Hermann ist bekannt durch die Reinheit seines Lebens und seine englische Frömmigkeit. Die Maler bilden ihn ab mit einem Jesuskinde auf den Armen, das ihm eine schneeweiße Lilie darreicht. Der junge Edelmann nun, der den Namen des Heiligen trug, war auch der treue Nachahmer aller seiner Tugenden. Er war der einzige Sohn einer edeln, frommen Wittwe, die ihn gar sorgsam in der Liebe zur Unschuld, zur Wohlthätigkeit und Frömmigkeit erzogen hatte; alle Werke christlicher Wohlthätigkeit waren ihm gleich lieb; am Ende seines Lebens indes, als schon tödtliche Krankheit ihn verzehrte, war er von einer unermeßlichen Liebe für die armen Schwarzen erfüllt, und er widmete sich mit seiner Mutter in voller Hingebung unseren Missionen, denen er seine Gaben reichlich spendete. Er starb vor einigen Jahren wie ein Heiliger; sterbend dachte er noch an die armen Schwarzen und betete für sie. Seine Mutter lebt jetzt einsam und allein neben dem Grabe des Sohnes; sie gibt sich gänzlich der christlichen Wohlthätigkeit und dem Gebete hin und hofft, ihn, den sie auf Erden für den Himmel erzogen, einstens im Himmel wiederzufinden. Im Hause dieser frommen Dame hatte Se. Eminenz der Cardinal-Erzbischof von Algier am 6. August die Messe des *„Bonum est nos hic esse“* gelesen. Kraft eines Privilegiums, das den Cardinälen verliehen ist, las Hochderselbe diese heilige Messe in dem Saale des Hauses, in welchem auch das Bild des englischen Jünglings aufgehängt ist. Der Liebe eingedenk, die der Verblichene für die armen Schwarzen Afrika's gehegt hatte, kam es dem ehrwürdigen Erzbischofe in den Sinn, die Stiftung, die er am selbigen Tage vorhatte, dem Gebete des frommen Hermann zu em-

pfehlen, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß derselbe schon beim lieben Gott im Himmel sein werde.

Wir haben erzählt, wie rasch alles vor sich gegangen ist; zum Danke ist nun der hl. Hermann, der Namenspatron des frommen Edelmannes, zum Schutzpatron des Postulantenhauses der Schwestern auserwählt worden, die sich einem Lieblingswerke des Seligen widmen wollen.

Zum Gedächtniß dessen wird in der Kapelle ein Bild des hl. Hermann aufgehängt werden. Von den Wolken getragen, hält hier der Heilige das Jesuskind in seinen Armen, welches den afrikanischen Völkerschaften, die am Ufer stehen und flehend ihre Hände zu ihm erheben, eine schneeweiße Lilie beut.

Das Postulantenhaus von Maestricht wird, wie schon oben bemerkt, am kommenden 15. October eröffnet werden. Wegen näherer Auskunft wende man sich vom 15. October ab an die Frau Mutter des Postulantenhauses der Missions-Schwestern Afrika's zu Maestricht (Limburg in Holland).

* * *

P. S. Wir entnehmen einer Maestrichter Zeitung folgenden Auszug über den Schluß der Reise unseres hochehrwürdigen Cardinals durch Holland:

„Mgr. Lavigerie hörte, daß eine halbe Stunde von Maestricht ein ehrwürdiger achtzigjähriger Pfarrer sein fünfzigstes Priesterjahr feierte; man bat Se. Eminenz, er möchte mit hocheigener Hand dem guten Landpfarrer einige Glückwünsche zukommen lassen. ‚Ich werde mehr thun und die Glückwünsche in eigener Person ihm überbringen; ich schulde dies wohl dem ehrwürdigen Jubilar.' Nun reiste man ab und der Erzbischof kam unerwartet in dem kleinen Dorfe an, im Augenblick wo der greise Pfarrer und seine Pfarrkinder sich in die Kirche begaben, um das Fest zu beginnen. Man war erstaunt und fragte sich, woher eine solche Ehre? Der alte

Pfarrer weinte vor Freude. Da warf sich der Kirchenfürst auf die Kniee vor dem Priester nieder und begehrte seinen Segen. Als der Jubilar, aufs äußerste gerührt, sich dazu nicht wollte bewegen lassen, rief der Cardinal: ‚*Non dimittam te nisi benedixeris mihi*‘ (‚ich lasse dich nicht, bis du mich gesegnet hast‘), und der Pfarrer spendete dem Kirchenfürsten seinen Segen.

Nun richtete sich der Apostel Afrika's auf in der ganzen Hoheit seiner oberhirtlichen Erscheinung und beglückwünschte den Jubilar auf das herzlichste. Darauf stimmte der Kirchenfürst mit heller Stimme das *Adjutorium nostrum in nomine Domini* an, und segnete jetzt den guten Pfarrer, die umstehende Geistlichkeit und das versammelte Volk. Endlich umarmte er den greisen Priester und setzte eine Stunde später seine Reise durch Belgien fort.“

II.

Die Neger-Martyrer aus dem Uganda-Lande.

Rundschreiben Sr. Eminenz des Cardinals Lavigerie

und Mittheilung eines Briefes

Sr. Bischöflichen Gnaden des hochwürdigsten Herrn Livinhac,

Apostolischen Vikars des Nyanza-Gebietes.

Erklärung.

Den Kirchengesetzen gemäß wird hiermit erklärt, daß wir in gegenwärtigem Rundschreiben die Bezeichnungen „Martyrer" und „Heilige" nur in weiterem Sinne gebrauchen, insofern sie von der Kirche erlaubt und gebraucht werden, keineswegs aber dem hohen Urtheile des Heiligen Stuhles vorgreifen wollen in einer Sache, die ihm besonders vorbehalten ist.

† Karl Cardinal Lavigerie,
Erzbischof von Algier.

Geliebteste Christen!

Bis heute fühlte ich noch keinen dringenden Anlaß, in einem Hirtenbriefe zu euch über die Missionen zu reden, die der Heilige Stuhl uns im innern Afrika anvertraut hat. Sie liegen ja außerhalb der Grenzen dieses Bisthumes und sind mit demselben nicht canonisch verbunden. Unter gewöhnlichen Umständen hätten wir hierzu auch keinen Anlaß gehabt.

Würden wir übrigens nicht der Bescheidenheit der Missionäre von Algier zu nahe treten, wenn wir so öffentlich von

ihrer apostolischen Thätigkeit sprechen wollten? Nichts weiter wisset Ihr von ihnen, als was Ihr persönlich bei den feierlichen Abschieds-Ceremonien gesehen und gehört habt. Ihr kamet damals, nach alter Sitte, mit uns die Füße derjenigen zu küssen, die uns verließen, um den wilden Völkern das Licht und die Wohlthaten des Evangeliums zu bringen.

Heute muß ich reden, ich darf nicht länger von dem heldenmüthigen Beispiele schweigen, welches arme Wilde aus Afrika der gesammten Christenheit geben.

Ich theile Euch ein Schreiben des hochw. Herrn Livinhac, aus der Gesellschaft der Missionäre von Algier, mit, worin der fromme Bischof die Verfolgungen erzählt, die jüngst von ruchlosen Häuptlingen des Uganda-Landes über die schwarzen Christen ihres Gebietes verhängt wurden.

Dieses Schreiben habe ich soeben dem Werk zur Verbreitung des Glaubens zustellen lassen; aber ich bitte auch Eure Seelsorger, daß sie es öffentlich in Euren Kirchen vorlesen. Dieselben werden darin für sich selbst Ehre und reichen Lohn finden.

Ich vergesse niemals, und unsere Missionäre vergessen es auch nicht, daß die Priester der Erzdiöcese Algier materiell die thätigsten Mitarbeiter waren bei der Stiftung dieser kleinen Gesellschaft, die besonders bestimmt ist, einen Theil unseres Festlandes zu bekehren. Ich vergesse nicht, daß sie bei Beginn unseres apostolischen Unternehmens die Welt haben durchreisen wollen, um die nothwendigen Geldmittel zu sammeln. Ich vergesse ganz besonders nicht, daß die ersten Mitglieder dieser Missions-Gesellschaft aus den Reihen unseres Clerus hervorgegangen sind, und daß derjenige, der in meinem Namen ihr vorsteht, in unseren Seminarien seine geistliche Bildung erhalten hat.

Ihr wisset wohl, geliebteste Christen, was die weißen Väter, denn so hat das Volk sie benannt, für ihr Werk schon ausgestanden haben. In weniger als zwanzig Jahren haben

elf von ihnen einen blutigen Tod gefunden; mehr als fünfzig sind in verschiedenen Gegenden Afrika's den Strapazen, Leiden und Krankheiten erlegen.

Nur nach solchen Opfern konnte das Wort Tertullians über die Fruchtbarkeit des Martyrerblutes an ihnen wahr werden. Aber heute können wir ihnen mit dem Propheten zurufen: „Lauda sterilis, quae non paris . . . Dilata locum tentorii tui et pelles tabernaculorum tuorum extende . . . ad dexteram enim et ad laevam penetrabis: et semen tuum gentes haereditabit, et civitates desertas inhabitabit" . . . u. s. w.; Ihr kennt ja die Stelle ebenso gut als ich.

Den Beweis dazu liefert Euch der schöne und rührende Brief Sr. Gnaden des hochw. Bischofs von Pacando.

Bei den Negern, die nahe an den Quellen des Kongo wohnen, am Ufer des Tanganjika, im Ounyaniembe, beim Nyanza-See, entstehen und gedeihen seit Jahren Christengemeinden; jetzt ist obendrein ihre Wiege mit dem Purpur des Martyrthums geschmückt worden.

Die Verfolgungen der Vergangenheit bieten kaum etwas Rührenderes oder Schöneres, und im Schreiben Sr. Gnaden des hochw. Herrn Livinhac, das wir Euch mittheilen, werdet Ihr das treue Bild der Blütezeit unserer afrikanischen Kirche finden.

Ich sage es zur Ehre Gottes, der vor achtzehnhundert Jahren wie heute noch jenen Muth eingeflößt und erhalten hat. Da sein Geist immer derselbe bleibt, so wird es Euch nicht wundern, wenn Ihr von der Zunge dieser armen einfältigen Neger in der Hitze des Kampfes ebenso erhabene Worte vernehmet, wie bei den Martyrern Carthago's aus der Römerzeit; wenn unsere Neophyten des Ugandalandes in stiller Nacht beim Empfang der Sacramente den standhaften Muth sich holen, den schon die Martyrer zu Tertullians Zeiten in gleichen Versammlungen fanden, und wenn damals wie jetzt die Verfolger sich diesen Muth nur so erklären konnten, daß

sie denselben der Zauberei und den geheimen Künsten zuschrieben. Staunet nicht, wenn Ihr bei den Frauen dieselbe Opferwilligkeit findet wie bei den Männern, wenn Greise, Männer und Kinder gleichmäßig über jede Furcht vor Marter erhaben sind, wenn einer der Häuptlinge der Uganda, dem man nach und nach in gottloser Wuth Hände und Füße abgehauen, das Fleisch in Riemen zerschnitten und unter seinen Augen auf glühende Kohlen geworfen, drei Stunden lang mit dem Tod hat kämpfen können, ohne eine andere Klage hören zu lassen, als beim Hinscheiden die Klage des Heilandes am Kreuze: „Mich dürstet", *„sitio"*; — wenn einunddreißig Schwarze, die meisten noch in jugendlichem Alter, denen man vor dem Scheiterhaufen noch Leben und Freiheit anbot, so sie dem „Gebet" entsagen wollten (mit diesem Ausdruck bezeichnet man in Uganda unsere heilige Religion), muthig geantwortet: „Wir werden beten, so lange wir leben", und endlich langsam gemeinsam bis zum Tode in den Flammen ihre Gebete hergesagt und so ihren Peinigern Trotz geboten haben!

Bei solch ergreifendem Anblick müssen wir nicht fürchten, es möchte der geheimnißvolle Gnadenschatz der Wahrheit anderen Völkern übertragen werden! Wir haben vielmehr zu fürchten, daß die Barbaren, die um uns herum leben, endlich, wie ehemals beim Zerfalle des römischen Reiches, aufbrechen, um unsere gesammte Bildung, auf welche wir so stolz sind, und welche doch bald vielleicht in Atheismus ausarten wird, zu vernichten.

Bei aller Furcht bleibt uns aber auch noch Hoffnung übrig.

Diese Wilden sind die Zeugen Gottes auf Erden gewesen; sie sind heute seine Freunde im Himmel. Ihre Gebete für uns können kräftig und heilsam werden.

Wohl verbietet uns die Kirche, und mit Recht, die Martyrer öffentlich zu verehren, bevor der Heilige Stuhl in ihrer Sache mit seiner gewohnten Klugheit und Ruhe gesprochen hat. Was unsere Christen aus Uganda betrifft, so kann

ich Euch im Namen des Heiligen Vaters mittheilen, daß Se. Heiligkeit lebhaften Antheil an ihrem Martyrtode genommen und daraus Hoffnung für die Verbreitung des Glaubens in diesen Gegenden geschöpft hat.

In einem Briefe, mit welchem Uns die Congregation de propaganda fide beehrt hat, drückt sie sich folgendermaßen aus:

„Indem ich mich der Fortschritte freue, die die Missionen an den großen Seen des Aequators machen, bei welchen die Patres Ihres Instituts von Algier so thätig unter der weisen und kräftigen Leitung Ihrer Eminenz wirken, beehre ich mich, Ihnen mitzutheilen, daß Sr. Heiligkeit in der gestrigen Audienz alles erzählt worden ist, was Ihre Eminenz uns über den Martyrtod mehrerer Christen aus dem Uganda berichtet hat. Der Heilige Vater hat schmerzlich den Verlust gefühlt, der diese Mission getroffen hat, und dennoch auch seiner Freude Ausdruck gegeben, da ja ‚das Blut der Martyrer der Samen der Christen ist'. Damit nun dieser Samen volle Früchte trage, haben Seine Heiligkeit uns beauftragt, den ganz besondern Segen zu übermitteln, den er Ihrer Eminenz, als dem Gründer der Mission, den eifrigen Missionären und allen Gläubigen des Ugandalandes aus der Fülle seines väterlichen Herzens ertheilt." [1]

---

[1] „Nel rallegrarmi per il progresso che fanno le Missioni dei „Laghi equatoriali, in cui con tanto zelo lavorano i Padri del „suo Istituto d'Algeri sotto la savia direzione d'il valido impulso „dato dall' E. V. all' attività loro, sono lieto altresi di significarle „che nell' Udienza di ieri si è riferito al S. Padre quanto l' E. V. „mi narra sul martirio di molti tra i nuovi fedeli dell' Ouganda. „Sua Santità, mentre a sentito con grandissimo dispiacere la per„dita che ha fatto quella Missione, dall' altra parte non ha potuto „non rallegrarsi nel considerare che *sanguis martyrum semen* „*est christianorum.* E a rendere questa semenza ubertosa di ab„bondanti frutti, ha impartito con effusione di cuor una specialis„sima Benedizione Apostolica all' E. V. come primo autore di quelle „Missioni, ai zelanti Missionari, e a tutti i fedeli dell' Ouganda."

Dieses Schreiben trägt die Unterschrift Sr. Eminenz des Cardinals Simeoni, Präfect, und des hochw. Herrn Erzbischofs von Tyrus, Secretär der Congregation de propaganda fide; zugleich erhielt ich die nothwendigen Anweisungen, um an Ort und Stelle durch den hochw. Herrn Apostolischen Vikar von Nyanza die ersten Informationen veranstalten zu lassen, die der Selig- und Heiligsprechung der Martyrer vorangehen müssen.

Hier, in unserem Afrika, auf dem Hügel, wo ehemals Utica stand, hat eine opfermuthige Zahl von Christen, vor ungefähr sechzehnhundert Jahren, die Krone des Martyrerthums erlangt. Man nennt ihn die weiße Masse, in der liturgischen Sprache *Massa candida*, denn nach dem Ausdruck des hl. Augustinus hat jene der Kalk, in welchem sie begraben liegen, wie mit einem weißen Todtentuche umhüllt. Sollten einstens unsere Martyrer als Heilige verehrt werden, so könnten wir sie die „schwarze Masse" nennen, um jener rührenden Benennung, die sich durch die Jahrhunderte erhalten hat, etwas Entsprechendes zur Seite zu stellen. Sie sind die ersten Schwarzen, die für Christo gestorben sind, und unter der schwarzen Kohle des Scheiterhaufens liegen sie begraben!

Nun, geliebteste Christen, höret aufmerksam, was Euch wird verlesen werden, und folget den edlen Gefühlen, die beim Anhören in Euern Herzen sich regen werden. In unserem feigen und gottlosen Zeitalter sollen diese Gefühle Euch zu treuem Anschlusse an Gott und Euern Glauben aufmuntern; seid treu wie unsere Martyrer, und koste es auch was es wolle.

Gegeben zu Algier, den 19. März 1887, am Feste des hl. Joseph.

† **Karl Cardinal Lavigerie,**
Erzbischof von Carthago und Algier.

P. S. Soeben kommen uns günstigere Posten aus Uganda zu; wie es scheint, ist die Verfolgung eingestellt aus Furcht vor den europäischen Mächten. Briefe von protestantischen Predigern aus dem äquatorialen Afrika, die oft von diesen Verfolgungen mit mehr oder weniger Zuverlässigkeit gesprochen haben, bestätigen diesmal unsere neuesten Nachrichten. Man weiß, daß Stanley eine Forschungsreise in diese Gegenden unternommen, aber immer kann der Augenblick, wo er unseren Missionären nahe kommt, diesen gefährlich werden. Wir empfehlen sie den Gebeten aller. Wir empfehlen gleichfalls das Gedeihen dieser Missionen, die sich inmitten und sogar ungeachtet so vieler Drangsale so wunderbar ausdehnen. Jeder Neophyt ist ein Apostel, und, wie P. Benoit in seinem letzten Briefe uns schreibt, genügt die Gegenwart eines einzigen solchen Christen in einer Provinz, um gleich Hunderte von Katechumenen anzuziehen.

Gesellschaft
der Missionäre von Algier.

Apostol. Vikariat von Nyanza.

Unsere Liebe Frau von Kamoga
(an den Ufern des Nyanza),
den 29. September 1886.

An die Herren Präsidenten und Mitglieder des Central-Rathes der Verbreitung des Glaubens.

Meine Herren!

Um der Besorgnisse willen, die Sie und die Leser der Annalen — für welche dieser Brief bestimmt ist — gehegt, will ich Ihnen von der grausamen Verfolgung berichten, die im Königreiche Uganda, einem Theile meines ausgedehnten Missionsgebietes, ausgebrochen ist. Dort war ich, bevor ich zur Bischofswürde erhoben wurde, als Superior von Sainte-Marie de Roubaga im Missionsdienste thätig.

Mit der Hilfe Gottes begannen die Heilsworte reichliche Früchte zu tragen unter diesen armen Völkerschaften, die übrigens dem Aberglauben und allen Lastern preisgegeben sind. Bereits mehrere Christengemeinden waren gegründet und dehnten sich aus; zahlreich wohnten Katechumenen und Neophyten unserem Unterrichte bei. Da ließ bald König Mtesa, von den muselmännischen Sklavenhändlern aufgestachelt, die Absicht vermuthen, daß er sich diesem Aufschwung christlichen Lebens selbst mit Gewalt widersetzen werde. Aus Klugheit zogen sich die Missionäre vor der drohenden Gefahr augenblicklich zurück: gerade damals wurde mir die harte Last der Bischofswürde und die Verwaltung so ausgedehnter Länder auferlegt.

Nun starb König Mteſa; ſein Sohn Mouanga, den ich perſönlich gekannt hatte und der damals ſich ſehr wohlwollend zeigte, bat unſere Miſſionäre, in die Hauptſtadt zurückzukehren. Aber die nämlichen Elemente, die den König Mteſa mißtrauiſch gemacht und uns verfeindet hatten, wirkten ebenfalls auf den Sohn ein und änderten ſeine Geſinnungen. Als ich von Carthago landete, wo unſer verehrter Vater, Se. Eminenz Cardinal Lavigerie, mich zum Biſchofe geweiht hatte, mußte ich mit Schmerzen erfahren, daß in der Uganda-Miſſion alles verheert ſei. Von meinen Obern war mir anbefohlen worden, nicht in meiner biſchöflichen Reſidenz mich feſtzuſetzen, denn ſollte die Verfolgung wirklich ausbrechen, ſo würde ich in die Unmöglichkeit verſetzt, die anderen Theile meines Sprengels zu verwalten.

Dennoch rechnete ich es mir zur Pflicht, an Ort und Stelle den Thatbeſtand kennen zu lernen und zugleich meinen Mitbrüdern, den Miſſionären von Algier, und ihren Neophyten, Troſt und Stärke zu bringen.

Sie kennen bereits, meine Herren, die Einzelheiten; ich komme indes darauf zurück, um das Folgende in ein richtigeres Licht ſtellen zu können.

In meinem letzten Briefe berichtete ich, wie die Miſſionäre nach Bouganda zurückgekehrt waren und wie gut der junge König Mouanga ſie aufgenommen hatte. Er ſagte öffentlich, Gott habe ihn wegen unſerer und unſerer Chriſten Gebete auf den Thron erhoben. Aus Erkenntlichkeit wollte er mit dem alten Aberglauben ſeiner Väter brechen. Gerne betete er das Vaterunſer und lehrte es ſeine Umgebung, er forderte ſeine Unterthanen auf, ſich unterrichten zu laſſen, und beförderte unſere beſten Neophyten zu wichtigen Aemtern. Dieſe haben ihm den herrlichſten Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben. Einige Monate nach dem Tode Mteſa's verſchworen ſich die Großen des Königreiches, weil ſie fürchteten, der neue König möge die alten heidniſchen Gebräuche des Landes verlaſſen und

sie selbst zwingen, eine Religion anzunehmen, die allen ihren Lastern entgegen ist. In einer feierlichen Versammlung wollten sie ihn auf ein gegebenes Zeichen mit ihren Lanzen durchbohren und seinen jüngern Bruder zum König ausrufen. Drei Christen: Joseph Mkasa, Andreas Kagoua und ein dritter entdeckten die Verschwörung, setzten heimlich Mouanga davon in Kenntniß und bürgten ihm mit ihrem Worte dafür, daß er auf alle Christen und alle, die von ihnen abhingen, zählen könne; das sicherte ihm eine Unterstützung von zweitausend Bewaffneten.

Alsbald läßt der König seinen ersten Minister, Katikiro, der an der Spitze der Verschwörung stand, vor sich bescheiden und erklärt ihm, daß er alles wisse. Katikiro weint, fleht um Gnade und verspricht Treue. Mouanga verzeiht ihm und allen Verschworenen. Von diesem Tage ab wurde der Haß des Ministers gegen die Christen ein unversöhnlicher. Er faßte den Plan, sie alle aus dem Wege zu räumen, und wollte mit den einflußreichsten beginnen. Für ihn galt es Leben oder Tod; hatte ja der König gesagt, er wolle sein Amt dem als eifrigen Christen bekannten Joseph Mkasa übertragen und den Andreas Kagoua zum Befehlshaber seiner Truppen machen. Katikiro malte nun dem König die Christen als gefährliche Menschen aus, die nur so lange treu bleiben würden, als sie gering an Zahl seien, später aber, wenn sie die Ueberzahl hätten, ihn stürzen würden, um einen der Ihrigen an seine Stelle zu erheben.

Auch hier bleibt wie überall etwas von den Verleumdungen hängen, wenn sie auch noch so dumm sind — man möchte sagen: die dummsten finden am meisten Anklang.

Noch sprach sich Mouanga nicht offen gegen die Christen aus, aber er fing schon an, sich mißtrauisch gegen sie zu verhalten, und sagte sich in der Praxis von einer Religion los, welche die Grausamkeit, die Ungerechtigkeit, die Vielweiberei, also lauter Vorrechte des Königs von Bouganda, verwarf. Er ließ jedoch seinen Untergebenen die Freiheit, sich in den

Glaubenswahrheiten unterrichten zu lassen, und bewährte sich öffentlich und privat sogar als der Freund der katholischen Missionäre, die man im Lande mit dem Namen *baganzi ba Habaka* — die Freunde des Königs — bezeichnete. Binnen wenigen Monaten erhielten zweihundertvierzehn Katechumenen die heilige Taufe. Sieben- oder achthundert besuchen unsern katechetischen Unterricht mit jenem standhaften Eifer, wie er nur den Bagandos eigen ist.

So war die Sachlage, als dem Könige die Kunde zu Ohren kam, daß die Deutschen einen Theil des äquatorialen Afrika besetzt hätten. In diesem Negerlande muß jeder Weiße für einen andern Weißen mehr oder weniger verantwortlich sein. Wenn wir nun trotz unserer süßen Worte nichts anderes wären als Spione, die dem Eroberer die Bahn brechen sollen? So fragten sich die Verständigsten unter den Bagandos. Da kam plötzlich die Kunde, daß ein Weißer mit starker Bedeckung in Boussoga erschienen sei und sich Bouganda zuwende. Nun heißt es in einer alten Prophezeiung, daß von dorther die Eroberer kommen werden. Die Bestürzung war allgemein. Der betreffende Weiße aber war der anglikanische Bischof Hannington. Mouanga wußte nur ein Mittel, um sich aus der Noth zu helfen: er schickte den Truppen, die damals in Boussoga kriegten, den Befehl, den Weißen mit seinem ganzen Gefolge zu tödten.

Joseph Mkasa, wie wir bereits wissen, ein Christ und geheimer Rath des Königs, bot alles auf, um diesem begreiflich zu machen, daß er von dem Fremden nichts zu fürchten habe; wolle er ihn nicht in seinem Königreich sehen, so solle er ihm den Zutritt wehren, nicht aber seine Hände mit dessen Blut beflecken. P. Lourdel schloß sich Joseph an und erhielt endlich vom König das Versprechen, daß er den Befehl werde zurücknehmen lassen; aber ob man keinen Boten abgesandt oder ob dieser zu spät kam: der arme Hannington wurde mit seinen Leuten niedergemacht. Die wiederholte Ver-

wendung des P. Lourdel und Josephs, die doch nur ein Ausfluß reinster Nächstenliebe war, diente unseren Feinden zum Vorwand, um dem Mouanga zu beweisen, daß alle jene, „die beten", seine Todfeinde seien. Katikiro, der Joseph bittern Haß geschworen, benützte diese unglücklichen Umstände, um seinen Tod zu begehren. Der König schätzte die werthvollen Dienste, die Joseph ihm leistete, er kannte seine seltene Klugheit und bewunderte seine Treue, und schlug das Begehren des Ministers ab; dieser aber ließ sich nicht abschrecken. Er stellte Joseph als einen der treuesten Anhänger unserer Religion dar, folglich als einen Feind, von dem alles zu fürchten sei. Und Mouanga gab endlich nach.

Joseph war allgemein beliebt. Sein Amt brachte ihn in steten Verkehr mit dem Könige. Nie aber hatte er wie seine Vorgänger die Gelegenheit benutzt, um dem einen oder dem andern zu schaden: er suchte allen nützlich zu sein, und mancher hat sein Amt oder sein Leben seinem besänftigenden Einflusse und seiner Fürsprache zu verdanken. Mkadjanga selbst, der gefürchtetste Scharfrichter des Königs, hatte ihn lieb. Er wollte Josephs Hinrichtung verzögern; er hoffte nämlich, daß Mouanga das Todesurtheil, welches sein Minister ihm aufgedrungen hatte, zurücknehmen werde. Dieser aber fürchtete ebenfalls, der König möchte, wenn sein erster Zorn verraucht sei, den Todesbefehl zurücknehmen, und befahl dem Scharfrichter, den Verurtheilten schleunigst hinzurichten.

Als Joseph auf die Todesstätte kam, wandte er sich in seiner gewohnten Ruhe an den Scharfrichter und sagte zu diesem: „Sage dem Mouanga, er habe mich ungerecht verurtheilt, ich verzeihe ihm aber aus vollem Herzen. Du sagst ihm weiter, er solle es bereuen; denn bereue er es nicht, so werden wir die Sache miteinander verhandeln vor dem Richterstuhle Gottes."

Mkadjanga versprach es und schlug ihm sofort das Haupt ab. Sein Körper wurde verbrannt.

Die letzten Worte Josephs wurden dem Könige hinterbracht. Zuerst lachte er nur darüber, bald aber machten sie tiefen Eindruck auf ihn. Um es dem Gemordeten unmöglich zu machen, daß er ihn vor dem Richterstuhl Gottes anklage, ließ er in seiner bestialischen Wuth noch einen andern tödten und befahl, daß man sorgfältig die Asche der beiden Opfer untereinander mische: „Man wird sie nicht mehr unterscheiden können, da hat er vor Gott gut klagen!“ sprach er triumphirend.

Mit Joseph wurden zwei oder drei Christen des Hofes getödtet, die, wie er, nur die eine Schuld auf sich geladen hatten, daß sie der Religion Jesu Christi angehörten.

Zugleich erklärte der König, daß er alle Christen des Königreiches austilgen und die Missionäre tödten oder fortjagen werde. Mehrere Wochen hindurch waren P. Lourdel, P. Giraud und Fr. Amans von einem Augenblick auf den andern darauf gefaßt, das Opfer ihres Lebens darzubringen und die aufkeimende Christengemeinde im Blute ersticken zu sehen. Für diesmal begnügte sich Mouanga mit den Drohungen, und ließ nur einige Neophyten ins Gefängniß werfen. Nach und nach trat wieder ein wenig Ruhe ein, und unsere Mitbrüder konnten ihre Christen und Katechumenen im Glauben unterrichten. Auch hatte der eifrige Muth letzterer beim Anblick der Hinrichtung Josephs nicht nur nicht ab-, sondern noch zugenommen: es war dies sicher eine Wirkung jener Gnade, die das Blut der Martyrer ihnen erworben hatte.

Die Feinde des christlichen Namens boten alles auf, um den König aufzuhetzen. Seit der Hinrichtung Josephs hörte er mit Freuden die albernsten Verleumdungen an, heuchelte sie zu glauben und legte einen großen Widerwillen gegen die christliche Religion und ihre Anhänger an den Tag. „Ich werde mit ihnen fertig werden,“ sprach er zu seinen Vertrauten, „ich will sie alle niedermachen. Diese Christen erhalten von Gott, was sie nur begehren. Ehemals hielten sie mich für ihren Freund, sie beteten für mich, und Gott hielt jede Gefahr von

mir fern. Jetzt bitten sie ihn aber, daß er mich stürze. . . . Ich muß mir diese Batemo (Schurken) durchaus vom Halse schaffen."

Unsere Mitbrüder, denen die Neophyten, die noch jeden Tag beim König waren, alles hinterbrachten, was am Hofe gesprochen wurde, fürchteten einen neuen Ausbruch der Verfolgung. Um alles in Flammen zu setzen, fehlte nur noch der Zündfunke — er sollte nicht ausbleiben.

Clara Nalmasi, die Tochter des Königs Mtesa, die seit einigen Monaten zur katholischen Religion bekehrt war, sollte die Grüfte der alten Könige von Bouganda bewachen. Sie wollte den ruchlosen Aberglauben und die Zaubereien nicht dulden, die an diesen Grüften geübt wurden; sie verbrannte daher zuerst die Amulette, welche sich zahlreich vorfanden, und jagte die Zauberer weg, die behaupteten, sie wären von den Mizimu (Seelen der Abgestorbenen) oder den Loubari (Gottheiten) besessen. Nach diesen ersten Thaten, welche die Heiden schon aufgeregt hatten, schritt sie am 22. Mai zu einer weitern, von den letzteren geradezu als gotteslästerlich bezeichneten That: sie zerriß ein schändliches Amulett, welches Prinzen und Prinzessinnen ehrfurchtsvoll aufbewahrten und das nach deren Tode auf eine lächerliche, oft aber auch barbarische Art verehrt wurde, und warf es in eine Grube. Man glaubt nämlich, daß die Seele des Verstorbenen darin wohne; und nicht selten begehre sie Menschenopfer, die nie abgeschlagen werden. Um das Uebel zu verhüten, das nach ihrem Tode mit jenem Amulett, welches für sie bei ihrer Geburt wie für die anderen Prinzessinnen und Prinzen aufbewahrt worden war, hätte angerichtet werden können, behandelte Clara dasselbe nun in der geschilderten Weise. Ich füge bei, daß sie deswegen die Missionäre nicht befragt hat, und wenn etwa gegen die Klugheit verstoßen worden ist, die Schuld ganz auf ihrer Seite liegt. Ihr gebührt aber auch das Lob ihres Heldenmuthes.

Die Kunde dieser bis jetzt unerhörten „Entheiligung" verbreitete sich schnell, und wie es sich leicht denken läßt, wurde

die Schuld der Religion zugeschrieben und jenen aufgebürdet, welche Nalmasi in der letztern unterrichtet hatten, den Missionären nämlich und Clara's Gatten, Joseph Kadou, der einer aus unseren Neophyten war.

„Die erzürnten Geister", hieß es, „müssen sich rächen und werden uns irgend eine öffentliche Sühnung auferlegen." Man sprach davon, Joseph Kadou mit seiner Frau und sämmtlichen Christen zu verbrennen.

Einige Tage später traf Mouanga, als er des Abends spazieren ging, einen jungen Christen, einen seiner Pagen, Dionysius Sébuggouao, an, der einen andern Pagen katechisirte. „Was thust du hier?" fragte er ihn. „Ich lehre den Katechismus", antwortete Dionysius. Schon gereizt durch das Vergehen Nalmasi's, entbrennt Mouanga in Wuth. „Warte nur," tobt er, „du sollst mir deine Frechheit bezahlen!" und zugleich durchbohrt er ihn. Der arme Junge sinkt todt in seinem Blute nieder.

Jetzt fing die Verfolgung an. Der König ließ mitten in der Nacht Katikiro rufen und befahl, alle jene niederhauen zu lassen, „die beten". Mit diesem schönen Namen bezeichnet man uns Christen. Die Thore der Residenz wurden nun geschlossen und es erging das Verbot, irgend jemand hinauszulassen. Einer unserer Christen erfuhr, was vorging und noch weiter geplant war, und eilte sofort in der Nacht zu den Missionären, um es ihnen zu erzählen. P. Lourdel beschloß, gleich bei Tagesanbruch zum König zu gehen, um für seine Neophyten Gnade zu erflehen. In seinem Tagebuche schreibt derselbe unterm 26. Mai folgendes:

„Es regnet, die Wege sind wahre Pfützen; ich gehe nach Mourougnou, wo Mouanga gegenwärtig weilt, drei Stunden weit von Sainte Marie de Roubaga, unserer Residenz.

„Unterwegs begegnen mir einige Neophyten und erzählen, daß Honorat, der Nachfolger von Joseph Mkasa (und Christ wie er), festgenommen worden ist.

„Bald sehe ich bewaffnete Männer im Eilmarsch heranziehen, es sind Diebsbanden, die man gegen die Christengemeinden ausschickt zum Plündern. Sie sollen die vornehmsten Christen gefangen nehmen. Es ergreift mich die Furcht, ich möchte zu spät kommen. Was wird mit mir geschehen? Wissen kann ich es nicht, ich befehle mich dem lieben Gott, indem ich ihm das Opfer meines Lebens zur Verfügung stelle. — Endlich bin ich am Ziele. Alles hier ist still, todtenstill! Jedermann schaut mich verblüfft an und scheint sagen zu wollen: ‚Es ist zu kühn, heute vor den Kabaka (König) treten zu wollen!‘ Ich fasse mich und ersteige mit sicherem Schritt die Stiege, die zur Wartehütte für Audienzen führt und wo sich der Minister aufhält. Ich grüße diesen wie gewöhnlich und gehe dem innern Hofe zu, in den man mich zu meinem großen Erstaunen frei eintreten läßt. Noch erstaunter war ich, dort Christen zu finden, die frei herumgingen, wie wenn nichts Besonderes vorgefallen wäre. Sollte denn alles nur erdichtet oder ein böser Traum sein? Leider nein. Gott hatte mir das traurige Geschick vorbehalten, daß ich mit eigenen Augen zusehen mußte, wie man meine Kinder in Bande legte; aber ich hatte auch den Trost, daß ich mit einem letzten Blicke ihnen Lebewohl sagen und sie zum letzten Kampfe vorbereiten konnte. Bald versammelt nun jeder Häuptling diejenigen seiner Untergebenen, die Christen sind, bei den Thoren des Hofes, in welchem die königliche Hütte ist. Mehrere unserer Neophyten sind voll der Freude, andere scheinen eingeschüchtert, andere wieder antworten stolz den Heiden, die ihnen zur Flucht rathen: ‚Und warum denn soll ich fliehen?‘

„Karl Louanga, der oberste der Pagen, unter denen sich verhältnißmäßig am meisten Christen befanden, wird mit den Seinigen zuerst gerufen. Sie werden mit wildem Geschrei begrüßt, wilder aber noch donnert die Stimme des Königs. Dieser macht ihnen bittere Vorwürfe wegen ihrer Religion, dann befiehlt er: ‚Wer betet, soll auf diese Seite treten!‘

„Ohne Zögern schreiten Karl Louanga und Kizito, ein junger Katechumene von seltener Charakterfestigkeit, zur angewiesenen Stelle hin; ihnen folgen die Christen alle. Es ist rührend anzusehen, wie Karl und Kizito sich bei der Hand halten; so hatten sie es sich gegenseitig versprochen, um in der Stunde der Prüfung nicht zu wanken.

„Jetzt gibt der König ein Zeichen; die Henker werfen sich auf die muthigen Bekenner, binden sie mit groben Stricken und schleppen sie rauh zum Hof hinaus. Zugleich vernehme ich die yanzé (Huldigungen) ihrer noch heidnischen Gefährten. Einige Schritte vor mir hält unsere heroische Martyrergruppe an; man hat je zwei und zwei Jünglinge von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren aneinander gebunden. Die Kinder bilden eine besondere Gruppe. Alle sind so fest geschnürt, daß sie kaum in kurzen Schritten vorwärts kommen, beständig stoßen die einen an die anderen. Ich erblicke den kleinen Kizito; er lacht über diesen Mißstand und sieht so heiter aus, als spielte er mit seinen Jugendgefährten. Kizito ist der Sohn eines Großen des Königreiches. Mehrere seiner Brüder sind Christen geworden und zeichnen sich durch Muth und Frömmigkeit aus. Kizito ist ihrer würdig. Schon oft hatte er dringend von mir die Taufe begehrt unter dem Vorwande, Mouanga werde ihn bald umbringen. Er war einmal des Nachts in meine Hütte gekommen und wollte nicht mehr fortgehen, bis daß ich ihm den Tag festgesetzt hatte, an dem ich ihn taufen möchte; ich mußte sogar, um ihn los zu werden, ihn in meine Arme nehmen und zum Fenster hinausschieben. Endlich, um seine Frömmigkeit und seinen Eifer zu belohnen, hatte ich es ihm versprochen, daß ich ihn in einem Monat taufen wolle. Aber der liebe Gott hatte es anders beschlossen: diese schöne Seele sollte im eigenen Blute wiedergeboren werden.

„Als die Pagen des Karl Louanga vorüber waren, stellte man dem König eine andere Gruppe von Pagen, die sogen. Bagalagala, vor. Darunter sind nur wenige Neophyten und

Katechumenen. Sie sind standhaft wie die ersten und werden ebenfalls fortgeschleppt. Wiederum schreien die Heiden dem König ihre yanzé zu, sie danken Seiner Majestät, daß er ihnen das Beten verziehen habe; hier wird man nämlich so oft unschuldig verurtheilt, daß man es sich als Glück anrechnet, bei einer Anklage mit abgehauenen Ohren oder abgehauener Nase davonzukommen.

„Im Vorübergehen grüßen mich unsere Christen mit einem Blicke, ich aber bete zu demjenigen, der den Martyrern Kraft und Standhaftigkeit verleihen kann. Möge der Herr ihnen die nothwendigen Gnaden geben, daß die muthigen Streiter mitten in den Qualen ausharren können!

„Ich aber bin so tief erschüttert, daß meine Kräfte schwinden, ich muß mich an eine Schilfwand anlehnen und flehe zur Mutter der sieben Schmerzen, die muthig unter dem Kreuze gestanden hatte, daß sie mir zu Hilfe eile. Wie sie, konnte auch ich die Wuth der Henker nicht mäßigen, die die theuern Opfer fortschleppten. Nicht einmal darf ich diesen ein letztes Wort der Ermunterung zurufen: ich kann ihnen bloß ins Gesicht schauen, lese aber darauf sanfte Ergebenheit in den Willen Gottes, heilige Freude und christlichen Heldenmuth! Traurigkeit umschleiert mein Herz, und doch danke ich freudig dem Herrn für die Ehre, die er unserer Mission von Bouganda widerfahren läßt, indem er aus unserer Mitte die ersten Neger-Martyrer sich auserkoren hat.

„Nach den Hofbeamten kommt die Reihe an einen jungen Soldaten, Jakob Bouzabaliao mit Namen. Dieser Neophyt zeichnete sich aus durch sein schlichtes Wesen und den Eifer, womit er die Kinder der Hauptstadt im Glauben unterrichtete. Mouanga, der ihn kennt, hat ihn mit dem Tode bedroht, wenn er nicht aufhöre, von Religion zu sprechen; er hat sich aber nicht abschrecken lassen und immer seine Thätigkeit fortgesetzt. Selbst den König hat er unterrichten und bekehren wollen; nun sollte ihm die Ehre werden, als eines der ersten Opfer zu fallen.

„Kaum hat der König ihn rufen lassen, so eilt er zur königlichen Hütte, wohl wissend, was seiner harrt.

„‚Du bist', sagt Kabaka, ‚der erste unter den Christen von Kigoa!'

„‚Christ bin ich,' antwortet Jakob, ‚aber nicht der erste unter den Christen.'

„‚Er will den Großen spielen,' erwiedert der König, ‚und geberdet sich wie ein Mkouinda' (ein Großer des Landes).

„‚Schönen Dank,' antwortet scherzend Bouzabaliao, ‚für die hohe Bevorzugung, die du mir gewährst!'

„‚Er ist's,' fährt der König fort, ‚der mich zum Christen machen wollte! Henker, fasset ihn und tödtet ihn schnell; mit ihm will ich anfangen.'

„‚Ouerba!' (Lebe wohl!), sprach dann unerschüttert der junge Christ zum König, ‚ich gehe hinauf in den Himmel zum lieben Gott, für dich zu beten.'

„Die Heiden lachen laut auf, denn eine solche Sprache verstehen sie ja nicht.

„‚Muß doch dieser Christ', sagen sie, ‚den Verstand verloren haben, um so zu reden.'

„Jakob geht an mir vorüber, er hat den Strick am Hals, ihn führt der Henker, der ihm den Kopf abschlagen soll. Ich hebe die Hand und gebe ihm eine letzte Lossprechung. Auch er erhebt seine Hände und zeigt mir den Himmel; er hat ein munteres Aussehen, als ginge er zu einem Feste oder als wollte er mir sagen: ‚Vater, warum bist du traurig? Ich leide ja nur weniges im Vergleich zu dem, was du mich kennen gelehrt hast.'

„Stundenlang harrte ich nun der Ehre, dem König vorgestellt zu werden; sie wurde mir aber verweigert. Ich fürchtete nun, daß Mouanga im Zorne unser Missionshaus plündern und unsere Waisenkinder niederhauen lasse, und eilte nach Sainte Marie de Roubaga zurück. Um möglicherweise etwas von den Gesinnungen Seiner Majestät zu erfahren,

begleite ich den Minister, der ebenfalls den Hof verläßt, um nach Hause zu gehen. Katikiro ist äußerst freundlich, zu freundlich, gibt mir aber nicht die geringste Auskunft. Beim Abschied wirft er mir jedoch einen ruchlosen Scherz hin: ‚Die Gottesmänner', sagt er, ‚wissen ja alles, den heutigen Schlag haben sie aber nicht geahnt!' Ich entferne mich schweigend, die Lage unserer aufkeimenden Mission schwebt mir gar trüb vor den Augen, es bleibt mir nichts übrig, als auf Gottes Hilfe zu zählen.

„Die Sonne brennt: mehr noch brennt mich Fieberdurst, so haben mich die traurigen Scenen aufgeregt, denen ich beigewohnt. Hier zu Lande heißt es, der Durst sei die ärgste Qual der Hinzurichtenden, und ihre letzten Worte sind fast immer: ‚Mich dürstet!' Es sind die Worte des sterbenden Heilandes.

„So hartherzig die Henker in Bouganda auch sind, so erhören sie doch gewöhnlich diese letzte Bitte und reichen ihren Opfern Wasser dar oder Bananenwein. Hier auf dem Wege, in den jetzigen Verhältnissen, würde kein Mensch es wagen, mir etwas zu reichen, er könnte sonst in Verdacht kommen. Gerade ging ich an der Hütte eines Christen vorbei, des Waffenschmieds Mathias Kisoulé; hier versammelten sich die Christen, und jedesmal, wenn ich vom Hofe kam, kehrte ich hier ein — und immer bot man mir einige Erfrischungen. Jetzt steht das Haus öde und es herrscht Todesstille.

„Etliche Schritte weiter kam ich zu einer kleinen Quelle, schon neigte ich mich zum Trinken, als eine bekannte Stimme mir zuflüsterte: ‚Die Leiche eines Opfers der vergangenen Nacht ist in dieses Wasser geworfen worden!' Voll Grausen wendete ich mich ab.

„Unterwegs traf ich den alten Portier Lousaka, einen ehrlichen Heiden; er ist uns freundlich gesinnt und drei seiner Söhne sind unter den Neophyten; mit nassen Augen redet mich der sonst so muntere Mann an: ‚Meine drei Söhne sind gefesselt,'

sagt er, ‚oh, wie grausam! Was haben sie denn Schlechtes gethan? Gestohlen haben sie nicht und auch nicht den König beleidigt. Man klagt sie an, daß sie beten, dies ist doch kein Verbrechen.‘ Der arme Alte drückt mir die Hände und bezeugt mir in seinem Schmerze eine solche Anhänglichkeit, daß ich darob tief gerührt bin; es freute mich dies desto mehr, als ich unterwegs die feindlichen, drohenden Blicke so mancher Eltern aushalten mußte, die mir gleichsam die Schuld aufbürdeten, daß ihre Kinder zu leiden hatten. Bei meinem Anblick hat ein Weib geschrieen: ‚Wenn ich nur ein Mann wäre! Diesen Weißen würde ich mit meiner Lanze durchstechen; er hat meinen Sohn unterrichtet und dadurch zum Tod gebracht!‘ Arme Leute! Könnten sie es doch begreifen, wie sehr wir sie lieben! Wüßten sie nur, wie gut wir es mit ihnen meinen! Haben wir nicht Familie und Vaterland verlassen, um zu ihnen zu kommen? Aber es steht ja geschrieben: ‚Der Diener ist nicht über dem Herrn‘; so wie der göttliche Meister sollen auch wir von jedermann schief angesehen und gehaßt werden, besonders von jenen, für welche wir gern Blut und Leben lassen würden: ‚*Odio eritis omnibus propter nomen meum!*‘

„Ich stoße noch auf mehrere Banden, die unsere christlichen Dörfer geplündert haben, sie sind mit Beute beladen, und lange endlich völlig erschöpft in Sainte Marie an.

„Des Nachts kommen nun zahlreiche Neophyten zu uns, um Trost zu holen und uns zu erzählen, was sie von der Plünderung unserer Christengemeinden wußten. — So erfahren wir, daß selbst am Hof noch einige Neophyten und Katechumenen frei herumgehen. Da der König sie noch braucht, will er abwarten, bis er jemanden hat, der sie ersetzen kann.“

Einstweilen gelang es dem P. Lourdel, dem Mouanga vorgestellt zu werden, um Sr. Majestät über unsere Ankunft an den Seen zu berichten. Er schreibt darüber in seinem Tagebuche:

„Ich trete vor den König, und mit weinenden Augen schildere ich ihm, wie sehr er sich selbst schadet, indem er seine

besten Diener opfert; es scheint aber auf ihn nicht den geringsten Eindruck zu machen: ‚Ich will nicht mehr, daß meine Unterthanen beten, ich bin Kabaka; das kann doch nicht ein jeder sein; ich bin Herr in meinem Lande, und keiner soll mir widerstehen.‘ Ich flehte abermals für unsere lieben Christen und wollte dem Mouanga zu verstehen geben, daß alles, was man sage, bloße Verleumdung sei. ‚Oh,‘ brach er in ein lautes Gelächter aus, ‚alle werden nicht sterben, ich will noch einige übrig lassen.‘ Für diesmal konnte ich nichts weiteres erlangen.“

Kaum hatte P. Lourdel die Residenz verlassen, so fesselte man den einflußreichsten unserer Neophyten, Andreas Kagua, den Chef der Bagoa.

Andreas war dem Mouanga äußerst zugethan. Er war einer der drei, die ihm die Verschwörung seines Ministers und der Großen entdeckt hatten. Gewandt, muthig, zuvorkommend, bereit jedermann nützlich zu sein, hatte er sich die Gunst und Anhänglichkeit aller Guten erworben. Der König selbst nannte ihn seinen Mouganzi (Freund) und wollte ihn zum Oberbefehlshaber seiner Armee machen, wie wir es oben schon gesagt. Mouanga ließ ihn nie sich aus der Hauptstadt entfernen, weil er wohl wußte, daß er ihn bei einem Aufstande bis zum Tode vertheidigen würde. Auf der Jagd, auf seinen Spazierfahrten über den Nyanza hatte er ihn stets zur Seite. Der Tod Josephs, seines innigstgeliebten Freundes, hatte ihm, so schmerzlich er ihn auch berührt, doch keine Klage erpressen können. Im Stillen hatte er den Freund beweint, und Gott zulieb diente er seinem Herrn mit der nämlichen Treue, obschon er voraussah, daß er bald das Loos Josephs theilen würde; war er ja ein Christ wie dieser. Sein Eifer war allen bekannt. Man wußte es: er hatte seine eigene Frau bekehrt und um sich eine Schaar von mehr als hundertundfünfzig Neophyten gesammelt, die ihn wie einen Vater verehrten. Man warf ihm noch vor, daß er die zwei

Kinder des Ministers bekehrt hatte; dieses reizte Katikiro aufs äußerste, und er faßte den Entschluß, alles aufzubieten, um ihn aus dem Wege zu räumen. Sobald der König für den Christenmord gewonnen war, klagte der Minister den Andreas als den Gefährlichsten an. Mouanga zögerte, denn Andreas galt ihm als der treueste Freund; aber der Minister schilderte ihn in so grellen Farben, daß der König den Freund endlich preisgab. Aus Furcht, es möchte den König reuen, ließ Katikiro in aller Eile Mkadjanga, den gefürchtetsten und diensteifrigsten aller Scharfrichter, rufen.

Andreas wird gebunden dem Minister vorgeführt. Dieser stellt sich, als kenne er ihn nicht. „Du bist also," sagt er, „der Häuptling der Bagoa?"

Andreas antwortet ihm ruhig: „Kennst du mich denn nicht? Du hast mich doch oft genug gesehen, und besonders als ich mit meinen Leuten kam, dir zu danken, weil ich zum Grad eines Mgoa bin befördert worden."

Der Minister spricht weiter: „Du hast meine Kinder in der Religion unterrichtet."

„Ja," erwiedert Andreas, „ich habe sie unterrichtet." Der Minister sagt weiter: „Mkasa (Joseph, das Opfer der ersten Verfolgung) hat dir vor seinem Tod eine Flinte gegeben, daß du den König damit tödtest." — „Hätte ich solches beabsichtigt," antwortet Andreas, „brauchte ich wohl diese Flinte dazu? Die zahlreichen Flinten, die Mouanga mir geschenkt, sind sie vielleicht nicht ebenso gut, als die Flinte von Mkasa? Du selbst hast von Mtesa mehrere Flinten erhalten; war's denn zu eben diesem Zweck?" — „Führt ihn ab und tödtet ihn," spricht Katikiro, und sofort an Mkadjanga sich wendend: „Vollziehe das Urtheil auf der Stelle; ich werde keine Nahrung nehmen, bis du mir seine abgehauene Hand gebracht hast zum Beweise seines Todes."

Gewöhnlich behalten die Scharfrichter die Verurtheilten mehrere Tage lang und quälen sie aufs äußerste, versprechen

ihnen aber Linderung, sofern sie ihnen Sklaven, Ochsen, Ziegen, Kauris u. s. w. geben wollen. Erst wenn sie von ihnen oder deren Freunden nichts mehr zu hoffen haben, nehmen sie die Hinrichtung vor. Die Verurtheilten sind dadurch eine reiche Einnahmequelle für die Scharfrichter, auch sind diese dem König jedesmal, wenn er ihnen einen, besonders einen Reichen, übergibt, sehr erkenntlich. Mkadjanga, der heute vor dem Minister zittert, so wie vielleicht bald dieser vor ihm zittern wird, konnte nicht daran denken, die Hinrichtung des Andreas aufzuschieben, obschon er vieles hätte erhaschen können, da Andreas reich war und viele Freunde hatte.

Andreas, der andererseits fürchtete, Mkadjanga möchte einiges Mitleid mit ihm haben und so seinen Triumph verzögern, sagte zu diesem: „Spute dich und vollbringe, was dir befohlen; hat der Herr Hunger und gebietet dir, eine fette Ziege zu schlachten, so eilest du, ihm das Mahl zu bereiten. Tödte mich schnell, um dir keinen Verweis zuzuziehen; dann bringst du dem Minister meine Hand, weil er keine Nahrung nehmen kann, bis er sie gesehen."

Nun führte man Andreas ab in einen Hof, nicht weit von der Hütte des Katikiro; dort wurde ihm das Haupt abgeschlagen, dann die Hand abgehauen und die letztere sofort dem Minister gebracht. Wir haben nicht erfahren können, wo man seinen Körper hingeworfen hat.

Zur selben Zeit kamen wir in Bouganda an. Mouanga und Katikiro, denen P. Lourdel unsere Ankunft gemeldet hatte, hielten es für rathsam, uns von unseren Mitbrüdern zu trennen: fünf Weiße in einem Hause, ist das nicht fast eine Armee, mit welcher man ganz Bouganda erobern könnte! Man wollte uns einige arme Hütten anweisen, die beinahe zwei Stunden weit von Sainte Marie de Roubaga entfernt waren und wo man uns gleichsam als Gefangene behandelt hätte. Glücklicherweise wurde P. Lourdel heimlich davon in Kenntniß gesetzt, er kam uns entgegen und verständigte uns

von den Plänen, die man mit uns hatte. Auf der Stelle war unser Entschluß gefaßt: P. Benoit und ich reisten sofort nach Sainte Marie ab. P. Lourdel aber mußte zurückbleiben, um das Gepäck zu besorgen. Es regnete auf dem ganzen Wege, so daß wir ungesehen am Ziele ankamen. Hie und da krochen einige Neophyten aus ihrem Verstecke und kamen, uns liebevoll zu huldigen. Mit tiefster Rührung segneten wir diese theuern Kinder; seit ihrer Bekehrung haben sie uns so viele Beweise kindlicher Anhänglichkeit gegeben, sie stehen so fest in dem Glauben, den wir ihnen gepredigt, daß sie ihn morgen vielleicht mit ihrem Blute besiegeln werden.

Nach drei mühevollen Stunden gelangen wir bei Regen, auf schlammigem Boden in Sainte Marie de Roubaga an; wir fühlen uns glücklich, das Vorhaben des Mouanga und des Katikiro vereitelt zu haben: sie meinten, wir wären noch auf dem Nyanza-See, und schon standen wir mitten unter unseren Mitbrüdern.

Andern Tags ging der rastlose P. Lourdel zum König und kündigte ihm an, daß wir auf der Mission waren; Mouanga zeigte zuerst einiges Staunen, nahm aber die Thatsache an.

Etliche Tage später gingen wir, die PP. Lourdel, Denoit und ich, zum König, um ihm einen Besuch abzustatten und das Geschenk zu überreichen, als Bezahlung für unsere Fahrt auf dem Nyanza. Es widerstrebte mir freilich, diesen Schritt zu thun, ich mußte es aber im Interesse unserer Mission.

Als Mouanga mich erblickte, schien er ein wenig verlegen, faßte sich aber gleich wieder.

Ich durfte ihm keine bitteren Vorwürfe machen, das hätte ihn gereizt und die Lage verschlimmert; wir setzten ihm nur auseinander, wie er sich selbst seine besten Unterthanen wegnehme und die Fremden entferne. Wir selbst könnten ja unter diesen Verhältnissen nicht so zahlreich hier verweilen und bäten ihn, gemäß der Befehle, die wir von unseren Oberen erhalten, er möchte uns Schiffe geben, daß wir uns nach Süden wen-

den könnten. Er wollte zuerst von unserer schnellen Abreise nichts hören; aber er gab uns auch keine Aussicht, daß die Verfolgung bald beendigt sein werde. Wir blieben fest bis zur Drohung und machten alle nur möglichen Gründe geltend. Aber umsonst. Er erlaubte mir endlich, abzureisen, und befahl dem Adolf Nantina, der bei der Audienz gegenwärtig war, die nothwendigen Piroguen zusammenzubringen.

Da ich wußte, wie langsam hier alles von statten geht, war ich überzeugt, daß ich noch Zeit genug hatte, um die Station zu besuchen und die Neophyten zu firmen, die bis zu mir gelangen konnten; denn während der Verfolgung war es uns nicht möglich, durch die Dörfer zu reisen; selbst unsere Neophyten durften es nicht wagen, während des Tages zu uns zu kommen; sie konnten wie die ersten Christen sich nur des Nachts in der Dunkelheit versammeln.

Ich blieb einen Monat zu Sainte Marie de Roubaga, und es verging keine Nacht, ohne daß ich den einen oder den andern Besuch erhielt; ich konnte so an siebenundneunzig der am besten Vorbereiteten die heilige Firmung spenden. Es ist mir vorgekommen, daß ich an die vier- und fünfmal in derselben Nacht aufstehen mußte, um diese lieben Besucher aufzunehmen. Niemals werde ich es erzählen können, wie tief die wunderbaren Gnadenwirkungen in diesen theuern Seelen, die gestern noch in der Finsterniß des Heidenthums versunken waren, mich rührten. Unsere Christen wissen nicht, an welchem Tag sie dem Scharfrichter überliefert werden; aber sie haben keine Furcht, voll Ruhe sehen sie der Marter und dem Tod entgegen; nur die Gnade Jesu Christi und fester Glaube können solche Festigkeit verleihen. „Die Scharfrichter", sagten sie mir oft, „können den Körper tödten, nicht aber die Seele; sie können uns quälen, aber auf diese kurze Qual folgt ein Glück, das kein Ende hat." Mehrere fragten uns, ob es nicht eine Art Abfall wäre, wenn man sich versteckte, und meinten, es wäre hochherziger, sich öffentlich vor den Verfolgern als Christ zu bekennen.

Diese fromme Stimmung brachte uns Trost und kürzte die Stunden, in welchen wir sie belehrten und ermunterten. Die Kräfte des Körpers haben auch ihre Grenzen, und vom Schlafe überwältigt, versuchten wir oft, unsere Besucher zu verabschieden. „Bleiben Sie noch," rief mir einer zu, „morgen werde ich zum König geführt und wahrscheinlich zum Tod . . . ich werde Sie in meinem Leben nicht mehr sehen." — „Es hat mich Mühe gekostet," sagte ein anderer, „ich mußte noch obendrein dem Wächter ein Geschenk geben, daß er mir die Ketten von den Füßen nahm und mir erlaubte, meine Freunde zum Abschied zu besuchen; ich bin wohl das letzte Mal bei Ihnen."

Solchen Bitten kann man nicht widerstehen. Wir verlängerten unsere Unterredung, die sich meistens um die Vergänglichkeit der irdischen Freuden drehte, um die Kürze des längsten Menschenlebens, um die Freuden des Himmels und das Glück, dieselben in einem Augenblicke gewinnen zu können durch den Martyrtod für Gott. Oft ließen wir uns die Marter der Neophyten erzählen, die ihr Opfer vollbracht hatten, oder die Leiden derjenigen, die noch im Feuer waren.

Unsere Unterhaltungen waren nicht traurig, sondern es herrschte eine stille Freude; über dem heitern Antlitz dieser Glaubensbekenner, dem ungetrübten Humor, mit welchem sie ihre Erzählungen würzten, konnten wir einen Augenblick die harte Prüfung vergessen, die unserer jungen Kirche beschieden war.

Jene, deren Leben bedroht war, warteten bis Mitternacht und empfingen die heilige Wegzehrung; durch dieses Himmelsbrod gestärkt, gingen sie muthig dem harten Todeskampf des andern Tages entgegen.

Beim hellen Tage kamen nur selten Besuche, wir hielten uns in den inneren Gemächern unserer Hütte auf; aus Klugheit riethen wir unseren Neophyten an, sich auf ihren Feldern versteckt zu halten, solange der Sturm drohte.

Mathias Kisoulé, der Waffenschmied des Königs, konnte ungehindert zu uns kommen: als einziger gediegener Arbeiter

seines Faches war er dem König unentbehrlich. Das wußten die Spione Sr. Majestät und hüteten sich wohl, Hand an ihn zu legen. So geht er frei bei uns aus und ein und kommt auch jeden Sonntag in die Missionskapelle.

Der König kennt seine Anhänglichkeit an unsere heilige Religion, und um ihn einzuschüchtern, sagt er ihm oft: „Ich weiß, daß du betest; ich werde dich tödten oder dir wenigstens die Ohren abhauen lassen." Eines Tages, als er wieder diese Drohung vernommen, sagte er scherzend zu uns: „Seht diese Ohren; sie sind nicht mehr mein; Kabaka wird mir sie dieser Tage nehmen."

Kisoulé ist Grundbesitzer. Sein Handwerk verschafft ihm Baumwolle, Kauris, Ochsen und Ziegen; damit thut er viel Gutes, besonders den Christen. Die Katechumenen, die zu weit von der Mission entfernt sind, steigen bei ihm ab, um besser dem Katechismusunterricht beiwohnen zu können. Er nimmt die kranken Christen auf und pflegt sie wie seine Kinder. Unsere Neophyten, die von ihren heidnischen Eltern verstoßen wurden, fanden bei ihm sicheres Unterkommen. Es ist vorgekommen, daß er über hundert Personen beherbergte. Seine Nächstenliebe geht noch weiter; er schickt den gefangenen Christen Lebensmittel, befreit sie von den Qualen, indem er den Henkern Geschenke bietet, kauft die Frau eines andern zurück u. s. w.

Da er weitverzweigte Verbindungen hat, so weiß er immer, was geschieht oder gesagt wird, und so gibt er uns in unseren Bedrängnissen manche unschätzbare Auskunft. Durch ihn haben wir so die Leiden von manchen unserer Blutzeugen erfahren.

Mehr als hundert, heißt es unter den Bougandas, sind schon dahingeschlachtet worden; doch haben wir kaum vierzig Namen aufzählen können, die nun obenan in unserem Martyrologium stehen.

Nachstehend noch, zum Schlusse dieses überdies schon langen Schreibens, einige Einzelheiten, die wir über die letzten Augenblicke dieser Glaubensbekenner erfahren haben.

Karl Louanga, der oberste der christlichen Pagen, von welchem oben die Rede war, wurde von seinen Gefährten getrennt. Man hoffte wahrscheinlich, ihn dann leichter seinem Glauben abtrünnig zu machen.

Der Henker Senkolé, der seinen Eifer an den Tag legen wollte, bat den König, er möchte ihm Karl übergeben, er wolle ihn schon nach Verdienst quälen. Er verbrannte ihn langsam, indem er mit den Füßen anfing. Als er das Feuer schürte, sagte er zu Karl: „Nun soll Gott dir helfen und dich aus dem Feuer ziehen.“ Der Martyrer (wir gebrauchen diese Bezeichnung im weitesten Sinne, und wollen keineswegs dem hohen Urtheile des Heiligen Stuhles vorgreifen) antwortete ihm ruhig: „Armer Thor! Du weißt nicht, was du sagst. Es ist, als würdest du Wasser auf meinen Leib gießen; aber dich wird der Herr, den du lästerst, ins wahre Feuer werfen.“ Dann sammelte er sich, und bis ans Ende seines langen Leidens ließ er keine Klage mehr hören.

Die drei jüngsten Pagen: Simeon Sébouta, Dionysius Kamiouka und Ouélaba, dieser nur Katechumene, erregten sogar das Mitleid des obersten Scharfrichters. Der alte Mkadjanga, der in seiner langen Thätigkeit als Scharfrichter noch nie sein grausames Amt an so zarten Kindern verübt hatte, wollte sie retten. Er sagte also zu ihnen: „Versprechet bloß, daß ihr nicht mehr beten wollt, und Kabaka wird euch begnadigen.“ Die Kinder antworteten: „Solange wir leben, wollen wir beten.“

Mkadjanga schwieg; er dachte, beim Anblick der Qualen ihrer Gefährten würden sie schon nachgeben; man führte sie nun mit den anderen auf den Hügel Namougongo, der Sainte Marie de Roubaga gegenüber gelegen ist. Es waren ihrer vierundzwanzig.

Trockenes Rohr lag aufgehäuft auf dem Hügel. Die Henker machten Büschel daraus und banden in jeden einen Pagen hinein.

Sie machten aber keinen für Simeon Sébouta. Schon glaubte dieser sich beiseite gesetzt und rief aus: „Wo ist denn mein Büschel? Jeder hat einen, ich will auch einen haben!“ Man gab ihm scheinbar nach und band ihn wie die anderen; aber man legte ihn abseits, sowie auch Dionysius und Ouélaba.

Als die Büschel fertig waren, legte man sie nebeneinander. Unter diesen Opfern befand sich der eigene Sohn des Mkadjanga, der junge Mbaga. Vergebens hatte sich der unglückliche Vater bemüht, ihm ein Wort zu entlocken, das als Abfall vom Glauben gedeutet werden konnte; vergebens gehofft, daß der Anblick der Vorbereitungen zu der Marter seine Gesinnungen ändern werde: das Kind ließ sich in den Büschel einbinden, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Zuletzt setzt der Vater ihm noch einmal zu. „Mein Sohn,“ sprach er, „gib einfach zu, daß ich dich zu Hause verberge; niemand kommt zu uns, du wirst nie entdeckt werden.“ — „Vater, ich will mich nicht verbergen lassen. Du bist nur der Diener des Königs. Er hat dir geboten, mich zu tödten; thust du es nicht, so ziehst du dir Unannehmlichkeiten zu, das will ich dir ersparen. Ich kenne die Ursache meines Todes, es ist mein Glauben. Vater, tödte mich!“

Alsdann gebot Mkadjanga, um dem Kinde weitere Qualen zu ersparen, einem seiner Leute, es loszubinden und mit einem Streiche auf den Hals zu tödten. So macht man es den Freunden. Das Kind fiel todt zusammen; man band den Körper wieder ins Schilf und legte ihn in die ursprüngliche Reihe.

Sodann wurden die Büschel bei den Füßen der Opfer angezündet, um ihre Leiden zu verlängern, und in der Hoffnung, sie zum Abfall zu bringen. Vergebens! Die Martyrer öffnen nur den Mund, um gemeinschaftlich zu beten, so wie wir sie gelehrt hatten!!!

Die Henker riefen ihnen zu: „Wisset wohl, wir sind es nicht, die euch umbringen: es ist Nendé, es ist Mkasa, es ist Kibouka; es sind unsere Loubari (Götter), die ihr mit Verachtung Masitani (Teufel) nanntet.“

Mehrere Stimmen tönten aus den Flammen hervor: „Wenn die Teufel uns tödten, so seid ihr deren Diener.“

Eine halbe Stunde nachher war das Schilf verbrannt, und man sah nur halbverbrannte, mit Asche bedeckte Körperreste nebeneinander gereiht.

Der kleine Simeon und seine zwei Gefährten betrachteten die rauchenden Ueberreste und warteten mit Ungeduld, bis die Reihe auch an sie kommen würde. „Seid ruhig,“ sprachen die Henker, „wir sparen euch zum Schluß des Festes, wenn ihr in eurer Hartnäckigkeit verharret; aber ihr sollt verschont werden, wenn ihr eurer Religion entsaget.“

Die jungen Pagen blieben standhaft. Der alte Mkadjunga konnte kaum seinen Augen trauen, da er so junge Geschöpfe dem Tode trotzen sah. Er ließ sie nun losbinden und in das Gefängniß zurückführen.

Die wackeren Kinder aber, deren schönste Hoffnung vereitelt war, sagten zu dem Scharfrichter: „Warum willst du uns nicht tödten? Wir sind Christen wie die anderen, die verbrannt worden sind; wir haben der Religion nicht entsagt und werden es nicht thun! Warum die Sache hinausschieben?“

Mkadjanga hörte nicht ihre Klagen. Vielleicht wollte Gott, daß die einzelnen Vorgänge bei dem heldenmüthigen Tode der einunddreißig Pagen Mouanga's in die Oeffentlichkeit gelangten, und gab es dem alten Scharfrichter ein, diese drei Kinder zu schonen, die Zeugen gewesen waren des glorreichen Martyrthums. Sie wurden also, wie berichtet, in das Gefängniß zurückgeführt.

Einige Tage nachher sagte Mkadjanga dem Könige, daß er die drei Pagen am Leben gelassen habe, in der Hoffnung, sie würden in sich gehen, sobald sie nicht mehr unter dem Einfluß ihrer Gefährten stünden. Mouanga war damit unzufrieden, gab aber doch keinen neuen Todesbefehl. Sie haben folglich allein die heldenmüthige Martyrerschaar überlebt.

Noch eines andern Christen, der gleichfalls gewürdigt

wurde, die junge Kirche mit seinem Blute zu befestigen, sei hier gedacht. Er hieß Mathias Mouroumba und war getauft am 8. Mai 1882. Die religiösen Vorschriften hatte er immer streng gehalten; er meinte nämlich, wenn man einmal den guten Weg eingeschlagen habe, solle man nicht mehr von demselben abweichen. Seit seiner Taufe lebte er friedsam mit Weib und Kindern, er unterrichtete sie in der Glaubenslehre und im Gebet, und stand seinem Amte als Richter einer der Hauptprovinzen des Landes vor. Gleich bei Beginn der Verfolgung wurde er eingezogen. Man führte ihn vor den Minister, der ihn mit Verachtung anschaute und fragte: „Du bist also Mouroumba, jener, der bei seinem Alter die Religion angenommen hat?"

„Ja, ich bin's", antwortet Mathias.

„Warum betest du?" fragt der Minister.

„Weil ich beten will", erwiedert Mathias.

„Alle deine Frauen hast du fortgejagt," fährt spöttelnd Katikiro fort; „wer bereitet dir jetzt dein Essen?"

„Stehe ich vor Gericht, weil ich mager bin," fragt seinerseits Mathias, „oder der Religion wegen?"

Da wandte sich der Minister zu dem Henker: „Führe ihn ab zum Tode."

„Gerade das wünsche ich", antwortet Mathias.

„Henker," sagt Katikiro, den solche Standhaftigkeit kränkte, „hauet ihm Hände und Füße ab, schneidet Riemen aus seiner Haut und laßt sie unter seinen Augen im Feuer braten." Dann lächelte er höhnisch und meinte: „Gott wird dich schon befreien!"

Mathias, über solche Lästerung entrüstet, erwiedert mit edlem Stolze: „Ja, Gott wird mich befreien, du wirst es aber nicht erfahren, auf welche Art; denn das Vernünftige in mir wird er zu sich rufen und zwischen euern Händen nur die sterbliche Hülle lassen."

Mkadjanga machte sich gleich daran, den grausamen Befehl des Ministers zu vollziehen.

Um von den Umstehenden nicht gestört zu werden, führte er den wackern Christen auf den wilden Hügel Savaridja.

Man erzählt, wie Mathias mit gebundenen Händen und mit dem Strick am Halse mit leichtem Schritte den Henkern folgte; sein Antlitz strahlte vor Freude. Mit ihm wurde ein anderer eifriger Christ zum Tode geführt, sein Freund Lucas Banabakinton, der an demselben Tage wie er getauft worden war.

Unterwegs begegnen die Henker einem Manne, den sie aus Gott weiß welchem Grunde für einen Christen hielten; er wird sofort gefesselt und mit Mathias und Lucas zum Tode geführt. Mathias flehte nun für ihn: „Ich kenne alle jene, die beten," sprach er, „dieser ist keiner davon; schickt ihn weg." Und sie thaten so.

Als sie auf dem Richtplatze angekommen waren, hieb Mkadjanga mit seinen Leuten dem Mathias Hände und Füße ab und verbrannte sie vor seinen Augen. Dann legten sie ihn auf den Boden, mit dem Gesichte nach unten, und schnitten Riemen aus der Haut, die sie sofort vor seinen Augen verbrannten. Aber die grausamsten Qualen entlockten dem Heldenchristen keine Thräne.

Mit ausgesuchter Geschicklichkeit hielten die Henker das Blut im Leibe zurück, um dem Martyrer einen harten und langen Todeskampf zu bereiten. Es gelang ihnen nur zu gut, denn man erzählte uns, daß Sklaven, die drei Tage nachher dort vorbeigingen, um Rohre abzuhauen, eine rufende Stimme vernahmen. Sie eilten hin. Der Sterbende flehte um ein wenig Wasser, aber sie erschraken beim Anblick des grausam verstümmelten Körpers, eilten davon und ließen den Aermsten sein Opfer vollbringen, ganz allein und gleich seinem Herrn, ohne die geringste Linderung in den grausamsten Schmerzen.

Hyänen und Raubvögel, die doch in Bouganda so zahlreich sind, ließen die Leiche liegen, die so an der Sonne austrocknete. Wir konnten uns von der Thatsache noch nicht durch den Augenschein überzeugen, um die Neophyten, die uns

an Ort und Stelle führen müssen, nicht der Gefahr auszusetzen. Dem Lucas wurde einfach der Kopf abgeschlagen.

Während die Henker den Mathias peinigten, zog eine Diebesbande zur Bananenpflanzung, um seine Frau und Kinder wegzuführen, sammt den Christen, die bei ihnen wohnten, und das wenige, das sie hatten, zu rauben. Unter diesen Christen war ein junger Mann, Namens Noe Mouaggali, der erst seit einigen Monaten getauft war. Er war äußerst fromm und gutmüthigen Charakters. Sein Vorgesetzter Mkouenda schätzte ihn sehr, denn er war sehr geschickt in der Hafnerarbeit. Weil Mkouenda aber den Zorn des Königs fürchtete, lieferte er Noe den Dieben aus, die diesen mit Lanzenstichen tödteten.

Seine Schwester, die gerade in der Bananenpflanzung beschäftigt war, verbarg sich, als sie die bewaffnete Rotte anrücken sah, und blieb in ihrem Versteck, bis diese nach vollbrachter Plünderung wieder abzog. Nun erfuhr sie, daß ihr Bruder wegen der Religion war getödtet worden. Sie eilt den Mördern nach, holt sie ein und sagt: „Ihr habt meinen Bruder getödtet, weil er betete; ich bete wie er, tödtet mich denn auch.“ Solcher Muth bei einem jungen Mädchen setzte die ganze Bande in Erstaunen. Ihr Häuptling Mbougano war darüber so voll Verwunderung, daß er sie nun retten und zu seinem Weibe nehmen wollte. Sie erklärte aber sofort, daß sie niemals einwilligen werde. Mbougano, sei es aus natürlicher Gutmüthigkeit, sei es aus Aberglauben, bestand nicht weiter auf seinem Verlangen. Er entschloß sich sogar, die Ehre und Unschuld der Heldin zu retten; statt sie dem Könige auszuliefern, der sie verkauft hätte, verbarg er sie und fragte dann bei uns nach, ob wir sie nicht unterbringen könnten.

Mit schwerem Herzen, erzählte er, hätte er die Befehle des Kabaka vollzogen und das Dorf des Mouroumba geplündert; er würde sich glücklich fühlen, uns die Kinder und die Christen auszuliefern, die sie gefangen hatten. Wir willigten gern ein, und heute ist Noe's Schwester in einer Fa-

milie des kleinen christlichen Dorfes, welches nahe an dem Missionshaus liegt; sie dankt dem Herrn, daß sie nun so leicht ihre Religionspflichten ausüben kann. Sie dient den Kindern des Mathias als Mutter; das kleinste davon ist kaum zwei Jahre alt. So wacht Gottes väterliche Barmherzigkeit über die Waisen des wackern Martyrers.

Die Ruhe, mit welcher unsere Christen dem Tod und den Qualen trotzten, haben König, Henker und Heiden in Erstaunen gesetzt. Sie behaupten, wir werfen ihnen einen Zauber zu, währenddem wir sie unterrichten; dieser Zauber, den sie nicht abwerfen könnten, lasse sie alles Lebensglück verachten und die Schrecken des Todes mit Freuden ertragen.

Um seine Tochter von diesem Zauber zu befreien, nahm ein Großer des Landes seine Zuflucht zu einem ebenso grausamen als tollen Hilfsmittel. Weder durch Schmeicheleien noch Drohungen hatte er sie zum Abfalle bringen können. Wie er nun sah, daß seine Bemühungen vergebens waren, nahm er ein großes Messer, machte tiefe Einschnitte damit am Kopfe und am Leibe der jungen Christin und meinte: „Durch diese Oeffnungen muß die schlechte Lehre herauskommen, die man dir eingeimpft, und der Zauber, den man dir zugeworfen hat!" Es floß viel Blut heraus, Lehre und Zauber aber blieben.

Hiermit, meine Herren, habe ich Ihnen alles mitgetheilt, was ich bis auf den heutigen Tag habe erfahren können; später werde ich ergänzen, was noch fehlt, sobald ich darüber eingehendere Berichte besitze.

Genehmigen Sie gefälligst, meine Herren, den Ausdruck ehrfurchtsvoller Untergebenheit, mit welcher ich bin

Ihr ergebenster Diener im Herrn

† Leo,

aus der Gesellschaft der Missionäre von Algier,
Bischof von Pacando, Apost. Vikar am Nyanza-See.

III.

Schreiben

Hr. Eminenz des Cardinals Lavigerie

an die Mitglieder des Vereins von der Unbefleckten Empfängniß für die Bekehrung der heidnischen Frauen.

I.

Meine Damen!

Soeben erhalte ich den von Ihrem Secretär für das Jahr 1885—1886 veröffentlichten Bericht.

Ich kann Sie in Ihrem vortrefflichen Unternehmen nur aufs neue ermuthigen, denn außer dem Gebete und den guten Werken, welche Ihre Mitglieder täglich Gott für die Wiedergeburt der heidnischen Frauen aufopfern, üben Sie auch thätige Nächstenliebe durch die Ausstattung der Neuverehelichten, die Heranbildung von Katechetinnen und die Sorgfalt, welche Sie den in Todesgefahr schwebenden Frauen widmen — lauter Werke, die dringenden Bedürfnissen entsprechen; ich kann Ihnen darum meine hohe Befriedigung und Bewunderung ob Ihrer gottgesegneten Thätigkeit nicht laut genug ausdrücken.

Doch wünsche ich auch in etwa mit Ihnen mitzuwirken, und da ich kein anderes Almosen geben kann, so will ich Ihnen einige Augenblicke meiner bereits vielfach in Anspruch genommenen Zeit widmen, um Ihnen zu sagen, was ich von Ihrer Vereinigung und deren Zukunft halte.

Nach einem Sprichwort der alten Weisen kann man nicht lieben, was man nicht kennt, und in unserem civilisirten Europa kennt man im allgemeinen den Zustand der heidnischen

Frau nicht. Ja, wäre dieser Zustand bekannt, wie viele christliche Frauen, die nur ein Feld zur Bethätigung ihres Seeleneifers suchen, die sich von Gott zur Arbeit bei der Ausbreitung seines Reiches berufen fühlen, ohne zu wissen, wo und wie beginnen, würden sich nicht diesem so nothwendigen Werke anschließen!

Es ist ein nothwendiges Unternehmen, denn trotz aller Aufopferung werden die Arbeiten der Missionäre niemals durchgreifenden Erfolg haben, wenn sie nicht durch weibliche Missionäre bei den Frauen unterstützt werden. Bei den Frauen kann der Missionär nicht persönlich seines Amtes walten, nur Frauen können frei sich den ungläubigen Frauen nähern, in christlicher Nächstenliebe ihre Leiden lindern, ihre Herzen rühren und durch das Schauspiel der sittlichen Höhe, zu welcher das christliche Weib gelangt ist, sie zur Erkenntniß ihrer tiefen Erniedrigung führen.

Doch nicht nur bei dem weiblichen Geschlechte übt dies Schauspiel der apostolischen Frau, der barmherzigen Schwester einen unwiderstehlichen Einfluß aus, sondern auch bei den heidnischen Männern, wie man dies dort sieht, wo, wie an den Küsten des Mittelländischen Meeres, die Schwestern der verschiedenen Orden sich schon niedergelassen haben. Man hält dieselben für überirdische Wesen, den Engeln Gottes vergleichbar, und ich erinnere mich beständig jener Worte eines alten Türken, der in einer mohammedanischen Stadt eine unserer barmherzigen Schwestern anhielt, um zu ihr zu sagen: „Schwester, wenn ihr vom Himmel herabkommt, seid ihr Ordensfrauen dann ebenso gekleidet wie hier?“

Welche Predigt könnte wirksamer sein? Gegen diese gilt kein Widerstreben, sie dringt in das Auge und trifft das Herz.

Eines fehlt jedoch noch, damit diese lebendige Predigt reichliche Frucht bringe: die Zahl der sie Ausübenden ist zu gering. Die in Europa bestehenden Orden sind bereits durch die Menge ihrer Aufgaben vollständig in Anspruch genommen.

Selbst wenn sie gleichzeitig mit ihren übrigen Werken der Barmherzigkeit sich auch der Mission widmen, so können sie doch nur wenige ihrer Angehörigen in unsere barbarischen Länder schicken; darum begegnet man ihnen hier nur selten. Wir brauchen aber Legionen von Aposteln, welche ausschließlich auf die Missionsthätigkeit ihren Sinn richten.

Die Vermehrung der zum Apostolate Berufenen ist nun einzig dem Gebete vorbehalten; unser Herr selbst lehrt es uns, und durch die Ereignisse, welche sich vor unseren Augen abspielen, scheint er eindringlicher als je uns heute zu wiederholen: „Erhebet eure Augen und schauet, die Felder werden schon reif zur Ernte; bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende."

Die Erfüllung dieses göttlichen Befehles ist der Zweck Ihres Vereins, und daß diese gerade in die heutige Zeit fällt, halte ich für eine besondere Fügung der Vorsehung. Denn die göttliche Vorsehung erschließt uns jetzt die Geheimnisse unbekannter Erdtheile und scheint dadurch ankünden zu wollen, daß der Tag der Barmherzigkeit für so viele tiefgesunkene Völker nahe ist, nahe für die Millionen armer Frauen, deren Erniedrigung und Leiden alle seitherigen Vorstellungen übertreffen. Solche Zustände, wie wir sie nunmehr in unserem Afrika vor Augen sehen, waren in Europa völlig unbekannt; ich möchte Ihnen hiermit ein schwaches Bild derselben entwerfen.

II.

Christliche Frauen Europa's! hättet Ihr dieses Bild vor Augen, Euer Opfermuth und Euer Mitleid kännten keine Grenze. Ich spreche nicht von den Ländern des innern Afrika, deren Greuel alle Vorstellungen übersteigen, ich spreche von den Ungläubigen in unserer Nähe, in Algier, Tunis, Marokko, Tripolis, die, zum Theil schon seit fünfzig Jahren unterworfen, in täglichem Verkehre mit Europa stehen.

Ihr wisset nicht, was das mohammedanische Weib ist. Es gilt in den Augen des Mannes, seines Unterdrückers, kaum noch als menschliches Wesen.

Es ist die geborene Sklavin, vom höchsten Adel herab bis zur Bettlerin zum Verkaufe bestimmt.

Damit es dies Loos als sein unabänderliches Geschick annimmt, hält man von ihm von Kindheit an jeden moralischen Einfluß fern; es wird erzogen, wie es leben soll, zu einem rein thierischen Leben, nur durch Sinnlichkeit oder Furcht geleitet. Im elterlichen Hause wie in einem Gefängnisse abgeschlossen, sieht das Kind sein künftiges Loos in den Leiden seiner Mutter; es sieht dieselbe mißhandelt, mit Schlägen überhäuft, bisweilen getödtet. Ohne Hoffnung, selbst ohne solche auf die Hilfe Gottes, verbringt es seine Jugend; denn Gott selbst, so lehrt man es, hat die Roheit des Mannes angeordnet und das Weib als ein niedrigeres Wesen geschaffen. In einem Alter, wo das Mädchen sich noch keine Rechenschaft zu geben weiß von dem Unrecht, das man ihm anthut, ohne es nur zu fragen, ohne Möglichkeit eines Widerstandes — denn seine Zustimmung ist gesetzlich nicht nothwendig —, wird es vom Vater dem Meistbietenden übergeben, oder, wie man hier zu Lande sich offen ausdrückt, verkauft. Der gewöhnliche Preis in Nordafrika beträgt 100 Franken, ein Drittel von dem eines Pferdes. Der Herr kommt, es ist ein unbekannter, oft ein abstoßender, roher Mann; das junge Mädchen, noch ein Kind, wird ihm ausgeliefert. Vergebens ruft es um Hilfe, sucht sich an den Pfosten des elterlichen Hauses anzuklammern, sich hinter den Kleidern seiner Eltern, seiner Verkäufer, zu verbergen. Beide stoßen es zurück, der Vater hat den Kaufpreis für sein Lastthier empfangen, und der Mutter kam es nie in den Sinn, daß die Tochter ein anderes Geschick haben könne als die Mutter, und zudem muß sie schweigen, um nicht selbst mißhandelt zu werden. Das Opfer weint und fleht vergebens, und erst im Gurbi seines Herrn verstummen seine Klagen aus Furcht

vor den Schlägen, welche es von seinem mitleidlosen Meister erhält. Meine Feder sträubt sich, in einem für Sie bestimmten Briefe andere Schandthaten auch nur mit einem Worte zu erwähnen.

Dieses Schauspiel sehen wir bei den Armen in unseren Ebenen und Gebirgen. In den Städten verbergen sich diese scheußlichen Scenen hinter bizarren Festlichkeiten, Musik und Tamburinklängen; aber das Wesen ist immer dasselbe. Ein Kind wird, ohne gefragt zu werden, verkauft, und der unbekannte Käufer kann es nach Gutdünken quälen. Wie oft hörte ich die Klagen dieser Aermsten — Klagen, die erst mit dem Tode verstummen! Denn auch wenn sie Mutter geworden, findet die arme Frau nicht mehr Mitleiden. Ich kenne Paläste, in denen man sie mit dem Kinde tödtet, um keinen unbequemen Erben zu haben; ich kenne andere, wo man sie aus barbarischer Roheit zu Tode schlägt. Es gibt keine einzige Frau, die nicht, und gewöhnlich noch mit raffinirter Grausamkeit, mißhandelt würde.

In der Nähe meines Hauses in Tunis wohnt ein alter Araber; er ist schon lange verheiratet, denn er hat zehn Kinder, Söhne und Töchter. An einem Balken seines Gurbi hängt ein Strick bis zur Erde herab. Wozu? Der Barbar bindet damit sein Weib an den Füßen fest und zieht es in die Höhe, um ihm mit seinem Matrak Schläge auf die Fußsohlen zu geben. In das herzzerreißende Geschrei der Frau, ihrer Mutter, stimmen die weinenden Kinder ein. Doch der Mann, der Vater, wenn man diesen heiligen Namen hier anwenden darf, schlägt sie nach der Reihe, um durch Furcht ihre Thränen zu hemmen; sie schreien nur noch mehr. In der ersten Zeit frug ich mich, was dieses Klagegeschrei zu bedeuten habe; später erfuhr ich den ganzen Zusammenhang aus dem Munde der Unglücklichen selbst. Eines Tages machte ich dem Ungeheuer von Mann darüber Vorwürfe; er lachte höhnisch und mit einer rohen Geberde gab er mir lediglich zur Antwort: „Den Weibern gehört der Stock."

Trauriger- noch mehr als befremdenderweise denken diese letzteren nicht daran, sich zu beklagen. Nach ihrer Anschauung übt der Mann damit bloß sein Recht und erfüllt den Willen Gottes.

Man sieht noch Schrecklicheres.

Vor einigen Jahren kam ein Araber aus einem am Fuße des Hügels von St. Louis de Carthage gelegenen Dorfe zu mir und bat mich um ein Almosen: „Mein Weib ist heute Nacht gestorben und ich kann ihr kein Leichentuch kaufen, ich brauche zwanzig Franken; Gott wird dich dafür belohnen." Ich gab ihm die zwanzig Franken; aber nach ungefähr vierzehn Tagen kam derselbe Mann wieder — nennen wir ihn Mohammed, um ihn nicht der französischen Gerechtigkeit zu verrathen — und sagte zu mir: „Ich will wieder heiraten, und ich kenne eine Frau, die gerade zu verkaufen steht; man verlangt vierzig Franken für sie; ich bitte dein gutes Herz, mir diese zu geben." Mein Mann war von herkulischem Körperbau, von rohen und harten Zügen. Ich schöpfte Verdacht und sagte: „Ich gab dir ohne Bedenken zwanzig Franken, um deine Frau zu begraben; es war ein Werk der Barmherzigkeit gegen die Todte; bevor ich dir aber etwas gebe, um dir eine andere, lebendige zu kaufen, muß ich mich erst wegen deiner Person erkundigen."

Er zog sich etwas bestürzt zurück, und ich fragte in den folgenden Tagen zwei oder drei ältere Leute aus dem Dorfe. Ich sah alsbald, wie sehr mein Verdacht begründet war. „Seine letzte Frau," sagte einer, „war ein armes Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren, welches die armen Eltern ihm verkauft hatten. Unter den hinfälligsten Gründen schlug er sie beständig, vom ersten Tage an, bis er eines Abends, einzig weil sie sich in den Hausarbeiten etwas verspätet hatte, sie derart mit Stockhieben und Fußtritten mißhandelte, daß sie leblos liegen blieb." — „Aber kamen ihr denn die Leute aus dem Dorfe nicht zu Hilfe?" — „Wir

waren so an das Geschrei der Frau gewöhnt, daß wir dachten, es sei wie gewöhnlich; aber am andern Morgen war sie todt. Er ließ sie die ganze Nacht in ihren Schmerzen auf dem Platze liegen, wo sie niedergesunken war, ohne ihr Hilfe zu leisten oder solche nachzusuchen." — „Hat man denn das Verbrechen nicht dem Gerichte angezeigt? Hat der Scheich keine Klage eingeleitet?"

„Hm, hm!" Die Greise zuckten die Achsel, als wollten sie sagen: „Der Scheich hätte viel zu thun, wollte er immer Klage führen, wenn die Weiber von ihren Männern mißhandelt werden. Es ist schon genug, wenn er nicht selbst das Beispiel gibt."

Doch Mohammed hatte vor der letzten, deren Leichentuch ich bezahlte, schon zwei andere Frauen gehabt, und beide waren, wie die letzte mißhandelt, rasch hinweggestorben. Er ist dreißig Jahre alt, lebt ungestört in seiner Hütte und sucht sein viertes Opfer; so oft er mir begegnet, verlangt er die vierzig Franken, um dieses zu kaufen; er wird sie nicht bekommen, aber andere haben sie, und solche abscheuliche Ereignisse sind an der Tagesordnung.

Die französische Justiz verfolgt jetzt in Algier diese Greuel, wenn sie ihr zu Ohren kommen, aber Gewohnheit und Vorurtheile sind mächtiger als das Gesetz. Kürzlich wurde der Medschiles der Provinz Oran vom französischen Gerichte zu Rathe gezogen wegen einer Frau, die auf Ehescheidung klagte, weil der Mann ihr mit einem Stocke den Arm zerschmettert hatte. Diese muselmännischen Rechtsgelehrten gaben die naive Antwort: „Wenn alle Frauen, denen ihre Männer die Arme mit Stockhieben zerschmettern, ein Recht auf Ehescheidung hätten, gäbe es bei uns bald keine Ehen mehr."

Ebenso führt man die Worte einer alten Mohammedanerin an, die als Zeugin in einem Falle, wo ein Mann seine Frau so geschlagen hatte, daß sie an den Folgen starb, den Richtern zurief: „Es ist eine Schande für euch Franzosen;

ihr habt ein Gesetz gemacht und verbietet uns, unsere Esel zu schlagen. Wann werdet ihr ein Gesetz machen, das unsern Männern verbietet, ungestraft uns todtzuschlagen?"

Doch damit nicht genug, das Weib gilt vor Gericht nichts und erreicht nichts gegen ihren Mann. Dieser verstößt seine Frau nach Gutdünken; der hinfälligste Grund genügt, und für fünf Franken oder noch weniger verhängt der Kadi die Ehescheidung. Er bestimmt freilich, daß der Vater die Kinder unterstützen soll; aber der Vater thut nichts, und so liegt die ganze Last auf den Schultern der Mutter. Diese ergibt sich einem unordentlichen Leben, oder wird, wenn ihr Vater noch lebt, wieder verheiratet. Im ersten Falle sind mit ihr auch die Kinder dem Laster geweiht, im zweiten Falle verschwinden sie, wenn sie noch klein sind, ohne daß man wüßte wie. Die arabischen Sitten dulden nicht lange hilflose Kinder aus erster Ehe.

Dies ist das Leben des Weibes, wie wir es in Nordafrika vor Augen haben. Die heidnische Frau hat dort weder freien Willen, noch Ehre, noch Sicherheit des Lebens.

In Nordafrika stehen wir aber erst an den Thoren des heidnischen Afrika und am Anfange seiner Greuel. Je weiter man nach dem Innern durch die Länder der Tuareg und die Oasen des Mzab, wo, wie in Kabylien, noch Ueberbleibsel christlicher Sitten vorhanden sind und das Loos des Weibes noch erträglicher machen, in die von Negern bewohnten Gegenden vordringt, desto düsterer gestaltet sich das schreckliche Schauspiel. Hier liegt der Fluch offen zu Tage, ein Fluch, der noch keine Erlösung kennt.

Wie sehr waren Sie im Rechte, meine Damen, als Sie Ihre Aufgabe, die Bekehrung der heidnischen Frauen, unter den Schutz der unbefleckten Jungfrau stellten! Denn einzig ihr Schutz, ihr Beispiel, der Segen, den das Weib in ihr erhielt — denn „durch sie erhalten wir alles von Jesus" (hl. Ambrosius) —, hat die Stellung der christlichen Frau in der Welt

geschaffen. Wo der Name Maria's nicht bekannt, wohin das Christenthum noch nicht gedrungen, da ist das Weib nur ein Schlachtopfer, und welches Schlachtopfer bei den Negern!

An einer andern Stelle habe ich bereits die Schrecken der Sklaverei beschrieben; über den Zustand, in welchem diese wilden Stämme leben, und über die dortigen Leiden des Weibes kann ich hier lediglich das dort Gesagte wiederholen.

Ist man nicht selbst in Afrika und in persönlicher Berührung mit den Negern, die Sklaven sind oder es waren, so kann man sich unmöglich ein Bild all der Verbrechen, Grausamkeiten und Greuel vorstellen, welche die Sklaverei und der auf ihr beruhende Handel nach sich ziehen. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von Ereignissen der Vergangenheit, wie man zu glauben versucht wäre, sondern nur von dem was geschieht, während ich diese Zeilen schreibe, was ich mit eigenen Augen gesehen oder aus dem Munde der unglücklichen Opfer selbst vernommen habe. Der Sklavenhandel zur See ist unterdrückt, dies ist richtig; aber zu Lande besteht er noch immer, ja er hat infolge der Unterdrückung des Seehandels auf gewissen Punkten noch zugenommen und sich noch scheußlicher gestaltet.

In Nord- und Ostafrika bilden die Muselmänner in eigener Person oder durch die für ihren Handel gewonnenen Neger die Sklavenlieferanten. In ihrem Solde stehen die Banden von Räubern und Mördern, welche zur Ausübung ihres schändlichen Gewerbes in die Länder der heidnischen Neger eindringen.

Oft beschränken sich diese traurigen Unternehmungen auf die Jagd, auf vereinzelte Personen, auf Frauen und Kinder, welche sich aus ihrem Dorfe entfernten; oft sind es aber auch regelrechte Angriffe auf die friedlichen Dörfer der Neger im Innern. Die Dörfer werden nächtlicherweile plötzlich von wilden Abenteurern umzingelt; die nicht mit Feuerwaffen versehenen Neger vertheidigen sich fast nie oder werden alsbald

von den bis auf die Zähne bewaffneten Räubern niedergemacht. Die Aermsten suchen in der Dunkelheit zu entkommen; aber alles, was nicht fliehen kann, Männer, Weiber, Kinder, wird sofort an die Kette gelegt und nach einem Markte des Innern, oft sechzig, achtzig, ja hundert Tagemärsche weit geschleppt.

Es beginnt alsdann für sie eine Reihe unsäglicher Leiden. Man marschirt den ganzen Tag; hält man am Abende, um auszuruhen, so vertheilt man unter die Gefangenen einige Hände voll rohen Sorghos; es bildet dies ihre ganze Nahrung. Am folgenden Morgen muß wieder aufgebrochen werden.

Aber Ermüdung, Schmerzen und Entbehrungen haben schon in den ersten Tagen eine Anzahl entkräftet. Die Weiber erliegen zuerst. Um dann durch den Schrecken diese elende Menschenheerde anzuspornen, nähern sich die Führer den meist Erschöpften und versetzen den unglücklichen Opfern, um das Pulver zu sparen, mit einer Keule einen Schlag ins Genick. Der Getroffene stößt einen Schrei aus, fällt zusammen und wälzt sich in Todeszuckungen am Boden. Die erschreckte Heerde setzt sich sofort in Bewegung, die Todesangst gibt auch den Schwächsten neue Kräfte. Sobald irgend einer innehält, beginnt das schreckliche Schauspiel von neuem.

Haben die ersten Tage eines solchen Lebens ihren vernichtenden Einfluß ausgeübt, so erwartet eines Abends auf der Haltestelle die Aermsten eine nicht minder schauerliche Scene. Diese Menschenhändler wissen aus Erfahrung, was ihre Opfer ertragen können, ein Blick genügt ihnen. Um die erbärmliche Nahrung, welche sie vertheilen, zu ersparen, gehen sie mit ihrer Keule hinter den Reihen der Unglücklichen her und erschlagen alle, welche voraussichtlicher Weise den Strapazen erliegen würden. Die Leichen der Ermordeten bleiben an Ort und Stelle liegen, wenn man sie nicht lieber an die Aeste der benachbarten Bäume aufhängt. Ihre Unglücksgefährten müssen dort in ihrer unmittelbaren Nähe essen und schlafen.

Welch ein Schlaf! Man kann sich denselben leicht vorstellen. Unter den jungen Negern, die wir dieser Hölle entrissen und befreit haben, gibt es einzelne, welche noch lange nachher jede Nacht mit einem Angstrufe auffahren: in ihren Träumen sehen sie noch die blutigen Scenen, deren Zeugen sie früher gewesen sind.

So marschirt man bei weitausgedehnten Raubzügen oft Monate lang. Jeder Tag verkleinert die Karawane. Wenn einzelne, durch ihr Elend zur Verzweiflung getrieben, Flucht oder Auflehnung versuchen, so zerschneiden ihre unbarmherzigen Henker ihnen aus Rache Arm- und Beinmuskeln, und lassen sie mit Halsblöcken aneinander geschlossen auf dem Wege zurück, damit sie langsam aus Hunger und Verzweiflung umkommen. Darum konnte man in Wahrheit sagen: „Wenn man die Straße aus Aequatorial-Afrika zu den Sklavenmärkten verlöre, sie wäre leicht an den ihr entlang zerstreuten Gebeinen der Neger wiederzufinden."

Man berechnet, daß jährlich 400 000 Neger dieser Geißel erliegen.

Endlich langt man mit dem überlebenden Reste auf dem Markte an. Es sind oft nur mehr ein Drittel, ein Viertel, bisweilen noch weniger von den ursprünglichen Gefangenen.

Auf dem Markte beginnen dann andere, nicht weniger unmenschliche Scenen. Die gefangenen Neger werden wie das Vieh zum Verkaufe ausgeboten. Man untersucht nach der Reihe ihre Füße, Hände, Zähne, alle Körpertheile, um sich über die Dienste zu vergewissern, welche man von ihnen erwarten kann. Man feilscht vor ihnen um ihren Preis, wie um den eines Saumthieres, und einmal zugeschlagen, gehören sie mit Leib und Seele dem Käufer.

Nichts ist mehr heilig; nicht die Bande des Blutes: ohne Mitleid reißt man Vater, Mutter und Kinder auseinander, ungeachtet ihrer Klagen und Thränen; nicht das Gewissen, denn die Sklaven müssen sofort die Religion ihres musel-

männischen Käufers annehmen; nicht das Schamgefühl, denn sie müssen sich den schändlichsten Anforderungen fügen; ihr Leben endlich hängt vom Gutdünken ihres Besitzers ab. Niemand in Centralafrika fordert Rechenschaft über den Tod eines Sklaven.

Dies ist die afrikanische Sklaverei mit ihren schrecklichen Greueln.

Am bemitleidenswerthesten inmitten dieser Grausamkeiten ist noch das Weib. Ist eines Mutter, und will sie ihre Kinder vertheidigen, so tödtet man sie, während man ihr die entreißt, welche sie beschützen will. Ist es ein junges Mädchen, so bindet man ihr die Hände und fesselt die Füße, so daß jede Bewegung zur Marter wird. So wird sie während des Tages vorwärtsgetrieben, wenn sie nicht rasch genug geht, geschlagen, in der Dunkelheit der Nacht jeder Willkür preisgegeben, und endlich auf dem nächsten Sklavenmarkte verkauft und an den Meistbietenden ausgeliefert, welcher sie, sobald er sie bezahlt hat, ihr Leben lang quält, und schließlich, wenn es ihm gefällt, auch tödtet.

Dies ist allüberall im Innern des afrikanischen Kontinents das Loos der schwarzen Frau. Es gibt keine, die nicht Sklavin wäre. Die Männer sind, wenigstens solange ihr Stamm nicht im Kriege besiegt wurde, frei; die Frauen sind es, einmal herangewachsen, nie. Seien sie kriegsgefangen, gestohlen oder gekauft, alle haben ihre Freiheit verloren.

Wollte ich Ihnen erzählen, was unsere Missionäre uns schreiben, so würden Sie sehen, daß alle Frauen, welches auch die Stellung ihrer Herren sein mag, gleichmäßig allen Leiden unterworfen sind. Der hochw. P. Hauttecoeur, algierischer Missionär und Oberer der Mission vom hl. Joseph in Kipalapala, auf der Straße zum Nyanza, schrieb uns kürzlich, daß während der Masika (Zeit der tropischen Regengüsse) das ebene Land in einen Sumpf verwandelt war. Es war unmöglich, sich hineinzuwagen, ohne im Schlamm zu versinken.

Nichtsdestoweniger befahl ein Neger aus dem benachbarten Dorfe seiner Frau, seiner Sklavin, dort Holz zu suchen, um das Abendessen zu kochen. Sie ging, aber kaum im Felde angekommen, begann sie zu versinken und war bald bis zu den Armen vergraben, ohne sich freimachen zu können; denn sie mußte sich ruhig verhalten, um nicht noch tiefer zu versinken und umzukommen. Die Vorübergehenden lachten nur auf ihre kläglichen Hilferufe. Als sie nicht zurückkehrte, machte sich der Mann mit einem Stocke auf die Suche und fand sie denn auch in dieser elenden Lage; jedoch machte er keinen Versuch, ihr beizustehen, sondern warf ihr nur von weitem seinen Stock zu, damit sie nöthigenfalls sich gegen die Hyänen vertheidigen könne. Dann ging er ruhig nach Hause. Am Morgen war jede Spur des unglücklichen Weibes verschwunden.

Die Frauen der Häuptlinge sind nicht besser gestellt als die der gewöhnlichen Neger.

Ein anderer unserer Patres erwähnt schaudernd die Worte eines Häuptlings aus Bukumbi, der ihm eines Morgens als etwas Gewöhnliches erzählte: „Diese Nacht habe ich fünf meiner Weiber getödtet."

Die mächtigen Könige verfahren in ihren Serails noch schlimmer. Der hochwürdige P. Lévesque, früher Missionär in Uganda, erzählte mir: wie er eines Tages, am Hofe des Königs Mtesa, auf die Audienz bei diesem Fürsten wartete, seien plötzlich die Thore der Brazah, der königlichen Halle, geräuschvoll aufgerissen worden, um zwei bewaffnete Soldaten durchzulassen, welche eine arme Sklavin an den Füßen herauszerrten. Sie war eine der Lieblingsfrauen des Königs, aber soeben von ihm dazu verurtheilt worden, daß man ihr Ohren, Nase und zuletzt den Kopf abschneide, weil sie zu laut vor Beginn der Audienz gesprochen hatte. Das Urtheil wurde vor versammelter Menge auf der Stelle vollstreckt. Auf die Schmerzensrufe der Unglücklichen, welche den Missionären ins

Herz schnitten, antworteten die Umstehenden mit geräuschvoller Heiterkeit.

Dergestalt ist, ich wiederhole es, das Loos des afrikanischen Weibes. Dazu kommt dann noch die Vielweiberei mit ihrer Eifersucht und ihrem Hasse, und die Verpflichtung zu den härtesten Arbeiten, welche der Mann als unter seiner Würde erachtet. Die Frau allein schleppt die Lasten herbei und bearbeitet die Erde. Es bietet einen traurigen Anblick, wenn man diese armen Geschöpfe von weitem beobachtet, wie sie niedergebückt in den Furchen mit aller Anstrengung die Hacke handhaben und dabei noch ihr Kind auf ihren Rücken gebunden nachtragen. Zahlen lassen leichter die Tiefe dieses Abgrundes erkennen; darum sei denn erwähnt, daß es gegenwärtig ungefähr zweihundert Millionen Weiber gibt, welche kein anderes Loos kennen.

Und ich spreche nur von dieser Welt, in der andern erscheinen sie nicht weniger beklagenswerth als in dieser.

Sie kennen keine Hoffnung auf ein besseres Leben, keine Reue zur Sühne des begangenen Unrechts, und so kann man für sie nicht einmal das Vertrauen hegen, das man bisweilen hinsichtlich anderer Ungläubiger, wie der Mohammedaner, Indier, Chinesen, zu bewahren sucht. Bei diesen glauben einzelne Theologen — und die Kirche hat deren Meinung nicht verurtheilt — Grund zur Annahme zu haben, daß in der Beobachtung des göttlichen Gesetzes, soweit es bekannt ist, und dem festen Willen, gläubig alles hinzunehmen, was Gott noch offenbaren, und sich allem zu unterwerfen, was er noch befehlen könnte, für manche Seelen der Glaube an die Erlösung und die Begierdetaufe, welche die in unüberwindlichem Irrthum Befindlichen vor Gottes Augen rechtfertigen kann, einbegriffen seien.

Diese Ansicht ist für Inner-Afrika unhaltbar. Niedriger Aberglaube und Fetischismus sind die einzigen Reste einer tagtäglich mehr und mehr verschwindenden Uroffenbarung, und

die oft barbarischen, mit allen Ausschweifungen verbundenen Zauberformeln versenken ihre Opfer nur noch tiefer in die Verzweiflung.

Nirgends zeigte sich noch ein größeres Elend in solcher Ausdehnung.

III.

Gerade dieses unsägliche Elend rührte die Herzen der apostolischen Männer, welche augenblicklich von allen Seiten in Afrika einzudringen suchen. Wir selbst sind dabei, bisher allerdings nur noch schwach, durch die Missionäre von Algier vertreten. Bis jetzt konnten nur erst Männer sich den Gefahren und Gewaltthätigkeiten, die einem unter den Barbaren drohen, aussetzen; Frauen durften ihnen nicht folgen, denn diese können sich bloß da niederlassen, wo sie gegen schlimmere Gefahren als der Tod gesichert sind. Das traurige Beispiel der vom Mahdi in der südägyptischen Mission gefangenen Ordensfrauen zeigt zu klar, wohin die Nichtbeachtung dieser von der Klugheit geforderten Regel führen kann.

Doch der Boden wird allmählich vorbereitet. An der Spitze der europäischen Mächte gründen Frankreich, Belgien, Deutschland geregelte Staatswesen, und Niederlassungen von Europäern beginnen sich dort zu entwickeln; Algier, Tunis und Nord-Aegypten gewähren vollständige Sicherheit. So naht denn der Augenblick, wo apostolische Frauen sich heranbilden und den Missionären nachfolgen können, und damit wird, stehe ich nicht an zu behaupten, die Morgenröthe einer bessern Zukunft anbrechen; denn die Frauen werden besonders bei dem weiblichen Geschlechte einen weit mächtigeren Einfluß ausüben, als die Missionäre. Dies ist für uns keine leere Hoffnung oder Unterstellung, es ist heute eine Thatsache: überall, wo wir unter rein afrikanischer Bevölkerung, wie z. B. in Kabylien, Ordensfrauen ansiedeln konnten, hat der Erfolg dieselbe bestätigt.

Ich muß hier wiederholen und näher erklären, was ich schon anfangs gesagt habe: die Missionäre können infolge der unter den Eingeborenen herrschenden Vorurtheile nicht direct mit dem weiblichen Geschlechte verkehren und nicht zu Zwecken des Unterrichts dauernde Beziehungen mit demselben anknüpfen. Weder die Muselmänner in unseren Provinzen an den Ufern des Mittelmeeres, noch die wilden Negerstämme des Innern gestatten einen Verkehr ihrer Frauen mit Fremden. In Nordafrika verschleiern die mohammedanischen Araber ihre Frauen auf der Straße, und zu Hause schließen sie dieselben ein, so daß nie ein Mann sie zu Gesichte bekommt; in den Negerländern genügt eine unschuldige Begegnung, um die Verurtheilung und den Tod des Weibes herbeizuführen.

Aber was den Männern unmöglich ist, gelingt der Frau: sie wird ohne Schwierigkeit, sogar mit Freuden aufgenommen. Die Kranken erhoffen von ihr Hilfe, sie ist ein Arzt von überirdischer Herkunft, auf dessen Einfluß bei Gott sie noch mehr als auf seine Arzneien vertrauen. Den armen, abgeschlossenen Frauen dienen in dem tödtlichen Einerlei ihres Lebens die Schwestern zur Befriedigung einer oft kindischen Neugierde. Sie lassen dieselben nicht mehr fort, betasten ihre Kleider und fragen staunend tausenderlei Dinge; sie wünschen, daß man wieder komme; sie rufen ihre Kinder, um die Ordensfrauen zu sehen, und diese benutzen die Gelegenheit, um den Schwerkranken mit der leiblichen Arznei auch das Heilmittel für die Seele zu spenden. Kurz, so schwierig es für die Männer ist, Zutritt bei den eingeborenen Frauen zu erhalten, so leicht ist dies für europäische Frauen.

Doch den tiefsten Eindruck übt die sittliche Ueberlegenheit der christlichen Frau und insbesondere der Ordensfrau auf diese verkommenen Geschöpfe aus. Je tiefer sie selbst gesunken sind, desto größer ist ihre Bewunderung für diese Höhe. Auf der tiefsten Stufe der Verkommenheit, geknechtet unter

der rohen Hand ihrer Herren, sehen sie, ohne es begreifen zu können, wie die Christin dem Manne nicht nur gleichsteht, sondern ihm noch überlegen ist an Edelsinn, Zartgefühl, lebendigem Glauben, wie sie aus diesem Glauben Heldenmuth und aufopfernde Nächstenliebe schöpft und mit Ehrenbezeugungen überhäuft wird. Zu Beginn dieses Schreibens führte ich Ihnen die Worte an, welche ein alter Muselmann der Levante an eine barmherzige Schwester richtete. Sie geben den Eindruck wieder, welchen diese Ordensfrauen auf alle Eingeborenen in Afrika ausüben.

Kürzlich fand ich den Wiederhall desselben in dem Briefe einer jungen adeligen Französin über Kabylien. Die Kabylenweiber staunten diese hochstehende europäische Dame an, „aber," fügt die Schreiberin bei, „das Staunen, welches ich erregte, war nichts im Vergleiche zu dem Gefühle, welches ihnen die Schwestern einflößten. Bei ihnen frugen sie nicht, wie bei mir: ‚Warum? wie?' Sie stellten sich vor, die Schwestern seien irgendwo vom Himmel gefallen in demselben Zustande, wie sie nach Kabylien kommen."

Auf diese Weise ist es den Ordensfrauen leicht, Vertrauen einzuflößen und dadurch mit Gottes Gnade das weibliche Geschlecht seiner sittlichen Wiedergeburt und dem Christenthume zuzuführen. Stellen Sie sich die Ordensfrau vor, welche sich diesem Apostolate widmet, wie sie in die Dörfer einkehrt, langsam von allen Seiten bis unter die glühende Sonne des Äquator vordringt, sich in der armen Hütte neben die durch Mißhandlungen niedergedrückte heidnische Frau und Sklavin setzt und dieselbe allmählich durch den Hinweis auf den Himmel zu neuer Hoffnung belebt; wie sie ihr erklärt, daß das ganze Menschengeschlecht aus der Hand desselben guten Gottes hervorgegangen, daß es sich von diesem Gotte losgesagt und so einem geheimnißvollen Fluche verfallen, daß ein Erlöser es wiedererkauft hat, und jetzt so viele Völker im

Frieden und Lichte wandeln, während ein Theil der großen menschlichen Familie sich immer tiefer in Sünde und Elend stürzte, daß nothwendigerweise das Weib infolge seiner Schwachheit als erstes Opfer unter diesen Verirrungen zu leiden hat, aber der Erlöser der Kleinen und Schwachen ihm heute Rettung sendet, und daß ein Weib, die Gesegnete unter allen, ihr Geschlecht von dem auf demselben lastenden Fluche befreit und wieder zu Ehren erhoben hat, so daß in der Gesellschaft, welche Jesum und Maria kennt, die Frau nicht unter der Schande und den grausamen Qualen, welchen das afrikanische Weib erliegt, zu leiden hat, daß Gerechtigkeitssinn und die Furcht der Rechenschaft vor dem kommenden Richter allein den Starken verhindert, den Schwachen zu unterdrücken, daß endlich die heidnische Frau, sobald sie nur will, dieser Wohlthaten theilhaftig werden kann, und wenn auch ihre Leiden nicht aufhören sollten, doch im Jenseits, in einer bessern Welt ohne Ende, die Belohnung für ihre Leiden erhalten werde. Glauben Sie, diese armen Geschöpfe würden, wenn sie diese Wahrheiten aus dem Munde des wieder erhöhten Weibes vernähmen, nicht wie aus einem düsteren Traume aufwachen, sie würden davon nicht ergriffen werden, und ihnen mit Hilfe Mariens daraus reichliche Früchte des Lichtes und Heiles erspriessen für sie selbst und ihr ganzes Volk?

Denn die Wirkungen dieses Apostolates beschränken sich nicht auf das weibliche Geschlecht allein. Vom Weibe stammt ein jeder, denn es ist die Mutter. Die Kinder sind das, wozu die Mutter sie macht. Sie legt in deren Herzen das Samenkorn, welches trotz aller entgegengesetzten Einflüsse unzerstörbar aufkeimen wird. Durch die Frau beherrscht man allmählich die Familie, durch die Familie die Gesellschaft.

Dies ist gewiß ein weitreichender Plan, das hat Ihnen ja auch ein ehrwürdiger Prälat, da er Ihr Werk segnete, geschrieben. „Aber," fragen Sie mich vielleicht, „wo sind die Mittel zu seiner Ausführung?" Der hl. Paulus sagt: „Wie

soll das Evangelium verkündet werden ohne solche, die es predigen?" und wo sind Ihre Prediger?

Wir brauchen sie nicht weit zu suchen.

Ich spreche nicht von den alten Orden und Genossenschaften. Jedermann kennt sie und ihre guten Werke; aber jedermann weiß auch, daß diese Orden, wie ich schon zu Anfang sagte, durch die verschiedenartigsten Dinge schon dergestalt in Anspruch genommen werden, daß sie dieser Aufgabe nicht gewachsen sind. Bei denselben bildet die Verwendung von Ordensfrauen in den Missionen und insbesondere in den afrikanischen Missionen eine seltene Ausnahme. Da kann der verborgen im Herzen keimende Beruf nicht aufblühen; denn wenn man vom Feuereifer des Apostolates beseelt ist, dann will man natürlicherweise nicht durch Kinderunterricht in irgend einem friedlichen Städtchen Europa's aufgehalten sein. Man will die Gewißheit haben, eines Tages arbeiten, leiden, sterben zu können inmitten der Ungläubigen, welche, wie einst die Heiden Macedoniens den hl. Paulus, ihre Apostel in der Stille der Nacht aus der Ferne rufen. Aber einmal in den Orden eingetreten, muß man sich unterwerfen; ohne Gehorsam kann kein religiöser Orden bestehen. Die Aussichtslosigkeit, draußen unter den Heiden, so wie man es wünschte, sich aufzuopfern und zu leiden, vertritt dann die Stelle des Martyriums, und es ist das in der That ein Martyrium.

Darum glaube ich, daß die von Gott Berufenen sich nur dann in genügender Zahl finden werden, wenn es weibliche Genossenschaften gibt, die ausschließlich für die Heidenmission bestimmt sind; nur dann erhält man die Gewißheit, daß man sich ausschließlich dem Apostolate zu weihen vermöge. Es hat nun — das wissen Sie allerdings nicht, aber ich weiß es — die Vorsehung uns bereits die Anfänge zur Verwirklichung dieses Planes gegeben. Ich kann nicht von Missionen reden, welche ich nur wenig kenne; aber in Afrika,

dessen Missionen bis heute die verlassensten waren, habe ich den Beweis handgreiflich vor Augen.

Seit länger als fünfzehn Jahren besitzen wir in Kouba bei Algier eine ausschließlich zu diesem Zwecke gegründete Congregation. Sie lebt — wie es sich geziemt und wie ich es wollte — bis zu dem Tage, den Gott mir bestimmt zu haben scheint, in demüthiger Verborgenheit. Trotzdem entwickelt sie sich allmählich in der stillen Ausübung der apostolischen Tugenden. Sie besitzt bereits Häuser in Kabylien, in rein ungläubiger Umgebung, und die Erfolge, welche die demüthigen Schwestern erzielten, übertreffen, wie ich schon sagte, die der Missionäre. Von demselben Gedanken wie Sie geleitet, stellte die Genossenschaft ihre Thätigkeit unter den Schutz Maria's: sie nennt sich die ‚Congregation der Schwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's'.

Es ist wahr, sie zählt erst einige fünfzig Profeßschwestern, es ist noch ein schwacher Keimling, aber auf Grund zahlreicher Anzeichen darf ich glauben, daß die Zeit seines Wachsthums nahe ist und er sich rasch entwickeln wird. Auf fast überirdische Weise beruft Gott einzelne zu diesem Werke. Gäbe es in Europa ein Noviziat, es würde zweifelsohne binnen kurzem zu enge werden, um alle aufzunehmen, welche auf den Ruf zu dem neuen Kreuzzuge antworteten: zu diesem Kreuzzuge der christlichen Frauen, nicht zur Bekämpfung, sondern zum Dienste und zur Rettung des heidnischen Weibes. Nicht sowohl die Postulanten, als vielmehr deren Familien schrecken heute noch vor dem Gedanken zurück, ihre jungen Töchter allein über See nach einem fremden Lande ziehen zu lassen, wo diese nachträglich vielleicht zu der Einsicht gelangen würden, daß sie sich über ihren Beruf getäuscht hatten, und dann unverrichteter Sache wieder heimkehren müßten. Diese Befürchtung wäre grundlos bei einem europäischen Noviziate oder Postulate.

Ich habe meine Jugend- und meine Mannesjahre auf die

Begründung des Apostolates unserer Missionäre verwandt; mein Greisenalter soll, solange mir Gott das Leben läßt und ich die Kraft dazu habe, der Entwicklung des Apostolates der Schwestern gewidmet sein, denn dieses ist, ich wiederhole es, für die Ungläubigen in unserem Afrika in gewissem Sinne noch wichtiger als jenes der Männer.

Doch allein vermag ich nichts, Gott muß alles thun; darum verlange ich, daß Sie mir vor ihm mit Ihren Gebeten und Ihren guten Werken beistehen, und so komme ich zum Schlusse auf den Grundgedanken Ihres Vereins zurück, auf den Gedanken, das Apostolat der Frau unter den heidnischen Frauen durch Gebet und Werke der Nächstenliebe zu fördern.

Gott hat es so angeordnet: während seine Kämpfer in der Ebene für seine Sache streiten, soll auf dem Berge für dieselben gebetet werden. Wir wissen aus unseren heiligen Büchern, daß das Gebet nicht weniger vermag, als Tapferkeit und das im Kampfe vergossene Blut; wir werden belehrt, daß der Sieg flieht, sowie der Beter ermattet oder schlaff wird, daß aber der Sieg gesichert ist, wenn der Beter standhaft bleibt und entflammt wird. Hierin, meine Damen, ich will es zum Schlusse noch einmal wiederholen, zeigt sich Ihr Werk als von Gott gewollt. Für den Erfolg des Apostolates der Frau unter den Heidinnen müssen wir mehr auf das Gebet der Christinnen, als auf alle anderen Mittel zusammen rechnen. Die letzteren verleihen uns menschliche Kräfte, aber Ihre Millionen guter Werke und Ihre Gebete versichern uns der Kraft Gottes selbst.

Ich wollte wohl noch fortfahren, aber mein Schreiben ist schon recht lange geworden, und ich fürchte, wenn ich noch etwas hinzusetze, wird es nicht mehr gelesen.

Darum ersuche ich lieber Ihre Mitglieder, welche vollständigere Aufklärung oder persönlichen Rath wünschen, sich vertrauensvoll an mich zu wenden. Sie brauchen mir nur

nach dem erzbischöflichen Palais in Algier zu schreiben; von dort werden mir immer meine Briefe nachgesendet, wohin mich auch meine apostolischen Reisen führen. Ich werde es mir angelegen sein lassen, getreu auf alle Fragen zu antworten.

Empfangen Sie, meine Damen, aus der Ferne meinen oberhirtlichen Segen und genehmigen Sie zugleich den Ausdruck der Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu nennen

Ihren ergebensten Diener im Herrn

† **Carl Cardinal Lavigerie,**
Erzbischof von Carthago und Algier.

IV.

Kurze Notiz

über die

Congregation der Missionsschwestern

Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's in Algier.

Diese Congregation wurde zu Algier durch Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie gegründet, gleichzeitig mit der Gesellschaft der Missionspriester von Algier, welche heute in einem Theile von Afrika mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Ungläubigen beauftragt sind. Nach der Absicht ihres Stifters soll diese Genossenschaft das Werk der Missionäre von Algier vervollständigen: sie übt das Apostolat unter den Frauen und Mädchen Afrika's aus, da dieses nach den Landessitten den Männern nicht gestattet ist.

Wir können den Zweck dieser Missionsgenossenschaft nicht besser klarlegen, als indem wir die darauf bezüglichen Worte des voraufgehenden Schreibens wiederholen, welches der Cardinal-Erzbischof von Algier an die Mitglieder eines frommen Gebetsvereins für die Bekehrung der heidnischen Frauen gerichtet hat.

„Trotz aller Aufopferung", heißt es dort, „werden die Arbeiten der Missionäre niemals durchgreifenden Erfolg haben, wenn sie nicht durch weibliche Missionäre bei den Frauen unterstützt werden. Bei den Frauen kann der Missionär nicht persönlich seines Amtes walten, nur Frauen können frei sich den ungläubigen Frauen nähern, in christlicher Nächstenliebe deren Leiden lindern, deren Herzen rühren und durch das Schauspiel der sittlichen Höhe, zu welcher das christliche Weib sich erhoben hat, sie zur Erkenntniß ihrer tiefen Erniedrigung führen.

„Doch nicht nur bei dem weiblichen Geschlechte übt das Tugendbeispiel der apostolischen Frau, der barmherzigen Schwester einen unwiderstehlichen Einfluß aus, sondern auch bei den heidnischen Männern, wie man dies an all den Plätzen, wo die Schwestern der verschiedenen Orden sich schon niedergelassen haben, z. B. an den Küsten des Mittelländischen Meeres, sieht. Man hält dieselben für überirdische Wesen, den Engeln Gottes vergleichbar. Ich führte irgendwo schon die Worte eines alten Türken an, der in einer muselmännischen Stadt eine unserer barmherzigen Schwestern anhielt, um sie zu fragen: ‚Schwester, wenn ihr vom Himmel herabkommt, seid ihr Ordensfrauen dann ebenso gekleidet wie hier?‘

„Welche Predigt könnte wirksamer sein?“

Und etwas weiter unten setzt Se. Eminenz hinzu:

„Bisher konnten nur Männer sich den Gefahren und Gewaltthätigkeiten, die einem unter den Barbaren drohen, aussetzen; die Frauen durften ihnen nicht folgen, denn sie können sich bloß da niederlassen, wo sie gegen schlimmere Gefahren als der Tod gesichert sind. Doch der Boden wird allmählich vorbereitet. An der Spitze der europäischen Mächte gründen Frankreich, Belgien, Deutschland in Afrika geordnete Staatswesen, und europäische Niederlassungen beginnen dort aufzublühen. Algier, Tunis, Nord-Aegypten, fast das ganze Küstengebiet gewähren vollständige Sicherheit. So naht denn der Augenblick, wo Vereinigungen von Missionsschwestern sich bilden und ihre Thätigkeit unter den Ungläubigen ausüben können, und damit wird — stehe ich nicht an, zu behaupten — für diese erst die Morgenröthe einer bessern Zukunft anbrechen. Die Frauen werden einen weit mächtigern Einfluß ausüben als die Missionäre; das ist für uns keine leere Hoffnung oder Unterstellung mehr: überall, wo wir unter rein afrikanischer Bevölkerung, wie z. B. in Kabylien, Ordensfrauen ansiedeln konnten, hat der Erfolg es bestätigt.

„Ich muß hier wiederholen und näher erklären, was ich an-

fangs gesagt habe. Die Missionäre können infolge der unter den Eingeborenen herrschenden Vorurtheile gar nicht direct mit dem weiblichen Geschlechte verkehren; sie können nicht zum Zwecke des Unterrichtes mit diesem dauernde Beziehungen anknüpfen; die Frauen würden auch nie zum Unterrichte kommen. Weder die Muselmänner in den Provinzen an den Küsten des Mittelmeeres, noch die wilden Negerstämme des Innern gestatten einen Verkehr ihrer Frauen mit Fremden. In Nordafrika verschleiern die muselmännischen Araber ihre Frauen auf der Straße und schließen dieselben zu Hause in die innersten Gemächer ein, wohin ein Mann niemals seinen Fuß setzt; in den Negerländern genügt eine unschuldige Begegnung, um die Verurtheilung und den Tod der Frau herbeizuführen.

„Aber was den Männern unmöglich ist, gelingt der Frau. Sie wird ohne Schwierigkeiten, sogar mit Freuden aufgenommen. Die Kranken erwarten Hilfe von ihr, denn sie ist für dieselben ein Arzt von überirdischer Herkunft, auf dessen Einfluß bei Gott sie noch mehr als auf die Arzneien vertrauen. Den armen abgeschlossenen Frauen dienen in dem tödtlichen Einerlei ihres Lebens die Schwestern zur Befriedigung einer oft kindischen Neugierde. Sie lassen dieselben nicht mehr fort, betasten ihre Kleider und fragen staunend tausenderlei Dinge. Sie wünschen, daß man wiederkomme, rufen ihre Kinder herbei, um die Ordensfrauen zu sehen, und letztere benützen die Gelegenheit, um denselben, wenn sie in Todesgefahr sind, mit der leiblichen Arznei auch das Heilmittel für die Seele zu spenden. Kurz: so schwierig es für die Männer ist, Zutritt zu den eingeborenen Frauen zu erhalten, so leicht ist das für europäische Frauen. Doch hauptsächlich spricht die sittliche Ueberlegenheit der christlichen Frau, und insbesondere der Ordensfrau, diese verkommenen Geschöpfe an. Je tiefer sie selbst gesunken sind, desto größer ist ihre Bewunderung für diese Höhe.

„Auf der tiefsten Stufe der Verkommenheit und des Elendes angelangt, unter der rohen Hand ihrer Herren sehen sie, ohne

daß sie es begreifen könnten, wie die Christin dem Manne nicht nur gleichsteht, sondern ihm noch überlegen ist an Edelsinn, Zartgefühl, lebendigem Glauben, wie sie aus diesem Glauben Heldenmuth und aufopfernde Nächstenliebe schöpft und mit Ehrenbezeugungen überhäuft wird. Zu Beginn dieses Schreibens führte ich die Worte an, welche ein alter Muselmann der Levante an eine barmherzige Schwester richtete. Sie sind bezeichnend für den Eindruck, welchen die Ordensfrauen auf alle Eingeborenen Afrika's hervorbringen.

„Es gibt freilich in den Missionen Schwestern, Mitglieder alter Orden. Jedermann kennt dieselben und ihr segensreiches Wirken; aber jedermann weiß auch, daß diese Orden durch die verschiedenartigsten Dinge schon derart in Anspruch genommen werden, daß sie dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen sind. Bei ihnen bildet die Verwendung in den Missionen, wenigstens in unseren afrikanischen Missionen, eine seltene Ausnahme. Da kann der verborgene, im Herzen keimende Beruf nicht aufblühen. Denn wenn man vom Feuereifer des Apostolates beseelt ist, so schreckt man natürlicherweise vor der Aussicht zurück, sein Leben beim Kinderunterrichte in einem friedlichen Flecken Europa's verbringen zu müssen. Man will sicher sein, eines Tages arbeiten, leiden, wenn nöthig, sterben zu können inmitten der Ungläubigen, welche, wie einst die Heiden Macedoniens den hl. Paulus, ihre Retter in der Stille der Nacht aus der Ferne rufen. Aber einmal in den Orden eingetreten, muß man sich unterwerfen; ohne Gehorsam kann kein religiöser Orden bestehen. Die Aussichtslosigkeit, draußen bei den Ungläubigen, wie man es wünschte, sich aufzuopfern und zu leiden, vertritt dann die Stelle des Martyriums, und das ist in der That ein Martyrium.

„Darum glaube ich, daß die von Gott Berufenen nur dann in genügender Anzahl sich finden werden, wenn es weibliche Genossenschaften gibt, welche sich ausschließlich der Heidenmission widmen. Dann wird man beim Eintritt in

dieselben die Sicherheit haben, daß man sich dem Apostolate weihen kann."

Se. Eminenz sagt zum Schlusse:

„Ich habe meine Jugend und mein reiferes Alter auf die Begründung des Apostolates unserer Missionäre verwandt. Ich glaube mein Greisenalter, solange mir Gott das Leben läßt, nicht besser anwenden zu können, als indem ich aus allen meinen Kräften dieses Werk, das Apostolat der Schwestern, fördere; denn dies ist, ich wiederhole es, unter den Ungläubigen in unserem Afrika in gewissem Sinne noch wichtiger als selbst das der Männer."

Regeln der Congregation.

Um eine religiöse Genossenschaft richtig schätzen zu können, genügt es nicht, zu wissen, welcher Gedanke ihre Gründung beherrschte, man muß auch die Hauptpunkte der Regel kennen.

Wir führen darum wortgetreu diese Punkte der Regel hier an, so wie sie uns in den Constitutionen und dem Directorium der Congregation der Schwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's gegeben sind.

Zweck und Wesen der Congregation.

Diese kleine Genossenschaft besteht aus Ordensfrauen, welche sich den afrikanischen Missionen widmen. Dieselben führen ein gemeinschaftliches Leben, beobachten dieselbe Regel, und sind untereinander und mit der Genossenschaft durch die religiösen Gelübde verbunden, sowie durch das eidliche Versprechen, nach Maßgabe der Regel der Congregation, im Gehorsame gegen die Oberen sich den Missionen zu weihen.

Sie bemühen sich, dem Beispiel der seligsten Jungfrau zu folgen und den heiligen Frauen ähnlich zu werden, welche unser Heiland während seines irdischen Lebens um sich sammelte, um sie an allen seinen Leiden und Arbeiten theilnehmen zu lassen. Unter der Leitung und mit der Gnade dieses gött-

lichen Meisters vervollkommnen sie sich in allen religiösen und apostolischen Tugenden, besonders in der Liebe zu Gott und den Seelen, und nachdem sie sich selbst geheiligt, tragen sie, durch Ausübung der Nächstenliebe, durch Beispiel und Belehrung, das Licht des Evangeliums zu den verlorenen Schafen, zu welchen sie geschickt werden, zu den armen ungläubigen Frauen Afrika's.

Ihr Leben ist also ein Leben der Heiligkeit, der Reinheit, der Abtödtung und des Gehorsams, besonders aber des apostolischen Eifers für die Bekehrung der heidnischen Frauen. Sie müssen allen alles werden, um durch Belehrung und Nächstenliebe jene armen Seelen für Christus und seine Kirche zu gewinnen, um zu helfen und zu belehren, um allmählich diese unglücklichen Frauen aus ihrer Verkommenheit aufzurichten; sie dürfen vor keiner Mühe, selbst nicht vor dem Tode, zurückschrecken, wenn es sich um die Ausbreitung des Reiches Gottes handelt.

Die vorzüglichsten Werke der Congregation.

Die vorzüglichsten Werke der Missionsschwestern sind folgende:

1. Das Apostolat durch Unterweisung der heidnischen Frauen in den Grundlehren der Religion;

2. Waisenhäuser für eingeborene Kinder;

3. Pensionate und Schulen, sowohl für eingeborene, wie auch für europäische Mädchen in Afrika;

4. Hospitäler und Verpflegungsanstalten, Handarbeiten;

5. In den Missionen Besuche und Pflege der kranken Eingeborenen in deren Wohnung;

6. Gebete für die Bekehrung der Ungläubigen, besonders der heidnischen Frauen Afrika's. Diese Gebete sollen auch von den Stiftsdamen von Carthago verrichtet werden, welche der Congregation der Missionsschwestern einverleibt sind. Dieses Stift besteht aus Frauen, die in der Welt leben und Stiftsdamen genannt werden. Se. Eminenz Cardinal Lavigerie allein kann Stiftsdamen aufnehmen.

Regeln, die bei Ausübung dieser Thätigkeit beobachtet werden.

Die Constitutionen haben folgende Grundsätze festgestellt, welche bei der Ausübung dieser Werke befolgt werden sollen.

1. Niemals, in keinem Falle und unter keinem Vorwande dürfen die Schwestern zu weniger als dreien zusammen in einem Hause, einem Hospital oder einer Mission leben. Ehe man gegen diese Regel handelt, verzichtet man lieber auf die vortheilhaftesten, dringendsten Anerbieten.

2. Die Schwestern machen nie einzeln Besuche bei den Eingeborenen. Sie sind dabei immer wenigstens zu zweien, unter der Führung einer älteren und erfahrenern Schwester. — Sie gehen niemals aus ohne Befehl oder Erlaubniß der Oberin.

3. In allen Niederlassungen der Schwestern gibt es eine unentgeltliche Schule für eingeborene Kinder.

4. In allen Häusern, wo dies möglich und nützlich ist, gibt es eine Apotheke, in welcher man den Kranken unentgeltlich Arzneien verabreicht und ihre Wunden verbindet.

5. Was die Ordnung im Innern des Hauses, die Beobachtung des Stillschweigens außer der Erholungszeit, die Vertheilung der Beschäftigungen und Arbeiten, die Einholung einer Erlaubniß und das übrige gemeinschaftliche und apostolische Leben anbelangt, so unterstehen die Schwestern ihrer Lokal-Oberin, welcher sie als Gottes Stellvertreterin in allem gehorchen müssen.

Gewöhnliche Tagesordnung der Schwestern.

Um 5 Uhr wird aufgestanden. Dann folgt die Betrachtung, welche mit dem Morgengebete zusammen $^3/_4$ Stunden dauert; man hält sie gemeinschaftlich.

Die Zeit der heiligen Messe wird je nach Bedürfniß der einzelnen Häuser durch die besondere Hausordnung festgesetzt.

Die Stunden für die Besuchung des allerheiligsten Altarssacramentes, den heiligen Rosenkranz, die geistliche Lesung, die

Gewissenserforschung und die Mahlzeiten, sowie die den Handarbeiten, dem Studium, der Pflege und dem Besuche der Kranken bestimmte Zeit, die Beicht- und Communiontage werden durch die besondere Hausordnung nach den jeweiligen Anforderungen an die verschiedenen Häuser festgesetzt.

Um 9 Uhr geht man zur Ruhe.

Das Stillschweigen wird beständig in allen Häusern beobachtet, ausgenommen während der Erholungszeit und bei den Beschäftigungen, zu deren guter Vollendung das Sprechen nothwendig ist.

Ueber das innere und geistliche Leben in der Congregation der Missionsschwestern.

Da durch dieses Institut mit an erster Stelle die Verherrlichung Gottes durch die Heiligung der Mitglieder bezweckt wird, so müssen die Schwestern ihr Hauptaugenmerk auf das richten, was ihnen das innere und geistliche Leben fördern kann; denn ohne dieses Leben ist keine Heiligkeit möglich.

An erster Stelle müssen sie beständig ihren Endzweck vor Augen haben. Hierin lernen sie Arbeit und Leiden schätzen und lieben, finden sie Seeleneifer, Selbstverläugnung und Zurückgezogenheit von der Welt. Man belehrt sie über die Wichtigkeit der Abtödtung, die Nothwendigkeit gediegener Tugend und die Reinheit der Absicht; man zeigt ihnen die Heiligkeit der Gelübde, die Pflicht des Gehorsams, den Nutzen und die Anwendung der brüderlichen Zurechtweisung, der geistlichen Leitung, der Gesundheit wie der Krankheit, und wie sie sich täglich in genauer Befolgung der Regel vervollkommnen sollen. Kurz, sie finden in ihrem Institute die wirksamste Anregung und Leitung, um wirkliche heiligmäßige Ordensfrauen und wahre Apostel zu werden.

Ueber das materielle Leben der Congregation.

Wenngleich das materielle Leben und die darüber erlassenen Vorschriften in der Genossenschaft nur nebensächliche Be-

deutung haben, so hat man doch im Texte der Regel die wichtigsten Punkte festgesetzt.

Die Idee, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, heißt es dort, ist, sich soweit wie möglich der Lebensweise der Eingeborenen zu nähern. Ohne dies wäre die Mission einfach nicht möglich, weil man an vielen Orten sich das Nothwendige nicht beschaffen kann, oder dasselbe überall so theuer bezahlen müßte, daß die Hilfsmittel der Missionen bald erschöpft wären.

Wohnung und Einrichtung.

Von der Wohnung und deren Einrichtung gehört nichts den Schwestern als persönliches Eigenthum. Es ist ihnen verboten, darüber zu verfügen.

Die Wohnung ist arm. In den Missionen sind die von den Schwestern bewohnten Häuser, wenn sie eigentliche Häuser und nicht Hütten wie die Eingeborenen haben, einfach mit Kalk geweißt. An den Wänden gibt es keine Malereien noch Tapeten, außer in der Kapelle, wenn sich dieselbe im Hause befindet.

Außer im Falle von Schwäche oder Krankheit besteht das Bett nur aus einer Matte auf Brettern, oder höchstens einem Strohsacke, sowohl um sich dem Gebrauche der Eingeborenen zu nähern, als auch mit Rücksicht auf Gesundheit und Abtödtung der Sinne.

Kleidung.

Die Wäsche ist gemeinsam, jedoch ist Wäsche und Kleidung zum Gebrauche einer jeden Schwester mit deren Nummer gezeichnet und bildet eine Ausstattung, welche jede mitnehmen kann, wenn sie in ein anderes Haus versetzt wird.

Die Kleidung besteht

aus einem Kleide von weißer Wolle mit einem Scapulier von derselben Farbe; einem Kragen und einem weißen Schleier — im Innern des Hauses und der Mission;

einem auf der Brust an violettem Bande zu tragenden Kreuze, und einem Rosenkranze aus schwarzen und weißen Körnern, welcher am Gürtel befestigt wird.

In europäischen Kreisen tragen die Missionsschwestern einen schwarzen Schleier und schwarzen Mantel über ihrem weißen Habit.

Ueber die wichtigsten Mittel, durch welche die Schwestern sich auf der Höhe ihres Berufes zu erhalten suchen.

Das erste besteht in den allgemeinen Exercitien, welche die Schwestern jährlich gemeinschaftlich machen. Sie dauern fünf volle Tage; während derselben herrscht strengstes Stillschweigen, selbst in der Erholungszeit.

Das zweite ist die monatliche Retraite, welche in jedem Hause gemeinschaftlich gehalten wird.

Das dritte besteht in einer sorgfältigen Vorbereitung zum Empfange der heiligen Sacramente der Buße und des Altares. Die Schwestern beichten wöchentlich, und es ist der Wunsch des Stifters ihrer Genossenschaft, daß sie durch ein heiligmäßiges Leben sich würdig machen, mit Erlaubniß ihrer Oberin und ihres Beichtvaters täglich zu communiciren.

Das vierte ist der praktische Geist des vollkommenen Gehorsams. Ohne diesen Geist ist kein gemeinschaftliches Wirken, also auch kein Apostolat, möglich. Man duldet in der Genossenschaft keine Schwester, welche diesen Geist des vollkommenen Gehorsams nicht besitzt.

Zu diesen vier Hauptmitteln der Heiligung und Ausdauer im Berufe fügen die Schwestern noch folgende:

Sie verharren im Leben nach dem Glauben, in der Liebe zur Betrachtung und im Geiste des Gebetes, ohne welchen man nichts wirken kann.

Sie beobachten genau nach Vorschrift der Regeln das Stillschweigen, wenn die Erfüllung ihrer Pflicht sie nicht zu

sprechen nöthigt. Ohne diese Uebung des Schweigens ist jedes wahrhaft innere Leben unmöglich.

Sie nähren in sich eine innige Verehrung und ein kindliches Vertrauen zur seligsten Jungfrau und zum hl. Joseph.

Sie harren getreulich aus in der Arbeit.

Sie fliehen sorgfältig die Gesellschaft und noch mehr den vertrauten Umgang der Welt.

Aufnahme in die Genossenschaft und die religiösen Gelübde.

Für Personen, welche in eine religiöse Genossenschaft eintreten wollen, sind an erster Stelle von Interesse die Bedingungen der Aufnahme. Der Wortlaut der Regel bestimmt hierüber folgendes:

Niemand kann, selbst nicht zur Probe, vor vollendetem sechzehntem Lebensjahre in die Genossenschaft aufgenommen werden. Man nimmt bloß Jungfrauen von tadellosem Rufe aus ehrbarer christlicher Familie auf[1].

Eine Mitgift wird bloß von jenen verlangt, welche eine solche geben können. Jedoch muß jede Candidatin, außer in besonderen Fällen, wenigstens alle Kosten des Postulats, Noviziats und Scholastikats decken können; diese werden zu jährlich 500 Franken (400 Mark) berechnet.

Beim Eintritt ins Noviziat erklärt jede Postulantin, ob sie sich zum Unterrichte der Kinder und zur Belehrung der ungläubigen Frauen bestimmt und demgemäß die dazu nothwendigen Studien machen, oder ob sie ausschließlich im Dienste der Hospitäler und zu körperlichen Arbeiten und Diensten in der Congregation verwendet werden will. In diesem Falle verpflichtet sie sich zu den körperlichen Arbeiten nach Maßgabe der Vorschriften für die nicht im Lehrfache beschäftigten Schwestern. Im Uebrigen stehen die für die Schule wie die für die körper-

[1] Ehemalige Dienstboten können nur als Gehilfinnen Aufnahme finden.

lichen Arbeiten bestimmten Mitglieder in der Congregation der Missionsschwestern auf vollkommen gleichem Fuße; sie unterscheiden sich bloß durch die Art ihrer Beschäftigung. Zwischen beiden gibt es keinen andern Rangesunterschied, als den des Alters oder des Amtes.

Alle, welche um Aufnahme nachsuchen, müssen vor ihrer Einkleidung ein sechsmonatliches Postulat in einem Hause der Congregation machen. Die Einkleidung geschieht zu Ende der Exercitien, welche das Postulat beschließen. Darauf treten die Postulantinnen vor Ablegung der Gelübde in das Noviziat, welches eine besondere Anstalt bildet und achtzehn Monate andauert.

Während dieser Zeit suchen sie, unter Leitung der Novizenmeisterin, ihre Fehler abzulegen, sich zu den religiösen und apostolischen Tugenden heranzubilden, sich gründlich in den Wahrheiten unserer heiligen Religion zu unterrichten und die Sprachen der Eingeborenen Afrika's zu erlernen, um mit den ungläubigen Frauen verkehren zu können. Die ausschließlich zu den körperlichen Arbeiten und dem Dienste in den Hospitälern bestimmten Schwestern bilden unter Leitung der Unter-Novizenmeisterin in den zu den körperlichen Arbeiten angesetzten Stunden eine besondere Abtheilung. In der übrigen Zeit nehmen sie an den geistlichen Uebungen des Noviziates theil. Außerdem erhalten sie täglich eine Stunde Unterricht in den Grundwahrheiten der Religion und den Elementarfächern. Keine Novizin kann jemals aus irgend welchem Grunde außerhalb des Noviziatshauses verwendet werden.

Wenn am Schlusse des Noviziates die Novizenmeisterin und die General-Oberin, nach Befragen ihres Assistenz-Rathes, die Novizen der Aufnahme in die Congregation für würdig halten, so verpflichten sich diese gegen Gott und die Genossenschaft durch die Ordensgelübde und den Eid, sich den afrikanischen Missionen zu widmen. Der Wortlaut ist folgender:

„Ich, Schwester N. N., in Gegenwart meiner versammelten Schwestern und vor Ihnen, ehrwürdige Mutter (oder hoch-

würdiger Vater, oder gnädiger Herr, wenn ein Prälat den Vorsitz führt), gelobe und verspreche bei Gott und auf die heiligen Evangelien Gehorsam, Armuth und Keuschheit nach den Regeln und Constitutionen der Congregation der Ordensschwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's in Algier.

„Außerdem schwöre ich auf die heiligen Evangelien, mich von nun an bis zum Tode den Missionen Afrika's widmen zu wollen, besonders bei den heidnischen Mädchen und Frauen, nach Maßgabe der Regeln und Constitutionen der genannten Congregation."

Diese Gelübde und dieser Eid sind in dem Sinne aufzufassen, daß die General-Oberin, in Uebereinstimmung mit dem Rathe der Genossenschaft und Billigung des Delegaten des Heiligen Apostolischen Stuhles, davon aus canonischen, von ihr als genügend erachteten Gründen dispensiren kann.

Die Gelübde werden erst nach vollendetem 18. Lebensjahre abgelegt. Anfangs sind es bloß jährliche Gelübde, die also in jedem Jahre von jeder Schwester erneuert werden. Nach fünfmaliger Ablegung der jährlichen Gelübde wird man zu den dauernden zugelassen.

Zu den zeitlichen Ordensgelübden fügt man den Eid, beständig im Dienste der Mission verharren zu wollen.

Ueber das Scholastikat.

Nach Ablegung der Gelübde und des Missions-Eides treten die Schwestern, welche zum Unterrichte verwendet zu werden wünschen, in das vom Noviziate verschiedene Scholastikat, um dort, wenn nöthig, ihre Studien zu vollenden.

Das Scholastikat wird nach einer besondern Hausordnung geleitet und ist für die einzelnen Schwestern je nach Maßgabe ihrer Vorbildung und ihrer Fähigkeiten von verschiedener Dauer.

V.

Neue Postulate

in Europa.

Es erübrigt uns nur noch eine kurze Antwort auf eine wichtige Frage, die gewöhnlich an uns gerichtet wird.

Bisher gab es nur ein Postulat für die „Congregation der Schwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's", und dieses in Afrika selbst. Indessen sahen meistentheils die Postulantinnen und deren Familien, und dies mit Recht, ein bedeutendes Hinderniß für die Ausführung ihres Planes in einer so weiten Reise, deren Resultat, der endgiltige Eintritt in die Genossenschaft, so wenig sicherstand. Auf der andern Seite befand sich die Genossenschaft ebenfalls in einer schwierigen Lage, wenn eine ungeeignete Postulantin nach Europa zurückgeschickt werden mußte. Darum beschlossen die Oberen der Congregation, die Postulantinnen vor dem Eintritte ins Noviziat einer ersten Probe in Europa selbst zu unterwerfen.

Es geschieht dies in der Zurückgezogenheit in einem dazu bestimmten Hause der Genossenschaft, wo die Postulantinnen, noch unter Beibehaltung ihrer weltlichen Kleidung, vor ihrer Reise nach Afrika gründlich ihren Beruf und ihre Fähigkeiten zu prüfen vermögen. Diese Probezeit ist je nach Umständen von verschiedener Dauer, geht jedoch nie über sechs Monate hinaus. Haben in deren Verlaufe die Postulantinnen den göttlichen Ruf erkannt, so treten sie ins Noviziat, welches sich in Afrika zu Carthago am Grabe des hl. Ludwig befindet; sind sie über ihren Beruf nicht ins klare gekommen, so kehren sie in ihre Familien zurück. Um den Postulantinnen eine zu

weite Reise zu ersparen, sind für die verschiedenen Länder mehrere Postulate in Frankreich und den Niederlanden eingerichtet worden, in welchen jene die Probezeit verbringen können. Die Postulantinnen erhalten hierüber jede gewünschte schriftliche Aufklärung.

Aufnahmsgesuche sind an die ehrw. Mutter Oberin der Missionsschwestern in Carthago, Tunisien[1], oder, für Deutschland, an die ehrw. Mutter Oberin des Postulantenhauses der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrikas, in Maestricht (Holland), zu richten.

---

[1] La Très Révérende Mère Supérieure de la Société des Soeurs Missionnaires d'Afrique, à Carthage (Tunisie), Afrique du Nord.

VI.

Brief
über die Mission von Kabylien.

Die Missionsschwestern von Algier in Kabylien.

(Aus dem „Bulletin des Missions d'Alger".)

Wir glauben dem Wunsche aller zu entsprechen, wenn wir in dem „Bulletin des Missions d'Alger" folgenden Brief über das so interessante Wirken der Missionsschwestern von Afrika veröffentlichen.

Es ist eine Art Tagebuch, welches eine junge Dame aus adeliger französischer Familie für ihre Mutter niederschrieb. Vor ihrem Eintritt in die Genossenschaft der Missionsschwestern hatte sie von ihren Verwandten die Erlaubniß erhalten, in der Nähe die Thätigkeit der Schwestern zu beobachten und während einiger Monate einen ersten Versuch im apostolischen Leben zu machen, ehe sie sich dauernd für dasselbe entscheide. Der entscheidende Schritt ist heute gethan. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalte in Kabylien trat die junge Postulantin ins Noviziat und empfing am 25. März, dem Tage von Mariä Verkündigung, aus den Händen des Cardinals Lavigerie selbst, das Kleid der Missionsschwestern.

In ihrem Tagebuch-Briefe berichtet Fräulein de L . . . ihrer Mutter ihre Erlebnisse in Kabylien und schildert das Wirken der Missionsschwestern in diesem Lande. Wir scheuten keine Mühe, um diese Beschreibung für unsere Zeitschrift zu erhalten; denn wir waren überzeugt, daß sie unsere Leserinnen lebhaft ansprechen würde, besonders jene unter denselben, welche schon den ersten Ruf Gottes vernommen haben.

Meine theure Mama!

Am 6. October. Ich halte mein Versprechen und berichte Ihnen meine ersten Eindrücke über die Missionen von Afrika.

Endlich bin ich in Kabylien angekommen in Begleitung meines Bruders[1], welcher so freundlich war, sich mir als Führer anzubieten. Ein kleiner, leichter Wagen trug uns rasch nach dem Fort National durch Ebenen, Bäche und Gebirge. Man durchwatet die Bäche und erklimmt die Höhen; in diesem Lande geht man immer vorwärts, physisch und moralisch, ohne sich um Hindernisse zu kümmern. Auf Fort National nahmen wir Maulthiere, welche die Barda, den flachen Kabylensattel, trugen. Auf dieser Barda richtet sich jeder nach Bequemlichkeit ein, man kann darauf jede Stellung annehmen, so daß das Reiten, wenn man diese sonderbare Art noch so nennen darf, weniger ermüdend wird. Wir verfolgen eines hinter dem andern einen kleinen Weg, bald rechts, bald links am Abgrunde vorbei. Es gibt in diesen Kabylengebirgen keine einzige eigentliche Straße, aber dafür eine Menge schmaler Ziegensteige, welche die Berge nach allen Richtungen, meistens hoch über dem Thale, durchziehen.

Der erste Anblick, welchen uns beim Verlassen des Fort National die Umgebung bietet, ist fremdartig und malerisch. Es ist ein wirres Durcheinander aufgethürmter hoher Hügel, die alle voneinander durch Abgründe und Schluchten getrennt sind; in deren Tiefe fließen zahlreiche Wasserläufe, die im Sommer fast gänzlich vertrocknen, im Winter sich schnell zu reißenden Gießbächen gestalten. Jeder Gipfel dieser Berge ist mit einem Dorfe gekrönt, die Abhänge sind angebaut und mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzt. Im Hintergrunde erheben sich majestätisch die zerklüfteten Felsspitzen der Djurjura-Kette, des Atlas der Alten.

---

[1] Der Bruder des Fräulein de L . . . ist einer der tüchtigsten Officiere der französischen Armee.

Fort National und die Ouad'hias, wohin wir gehen, scheinen in der Luftlinie sehr nahe bei einander zu liegen; aber in diesem Lande muß man bei allen Ausflügen auf die Thalsohle niedersteigen, einen Bach durchwaten, und dann wieder in die Höhe klettern, wodurch die Entfernung verdoppelt wird. Nach vier Stunden kamen wir zum Hause der Schwestern, einer kleinen, vereinzelt liegenden Wohnung am Dorfe der Ouad'hias. Ungefähr fünf Minuten davon entfernt, auf der andern Seite des Dorfes, befindet sich die Mission der Patres. Diese zwei kleinen, weißgetünchten Häuser bieten mit ihrem Kreuze und der Glocke über dem Dache genau das Bild, welches die „Katholischen Missionen" davon gaben.

8. October. Nun bin ich in der Mission, bei meinen zukünftigen Schwestern, mitten in ihrem Wirkungskreise, d. h. unter den Kabylen, diesen armen, einst christlichen Stämmen. Ich rief mir nicht ohne Rührung ins Gedächtniß zurück, was uns die Geschichte über ihre Vergangenheit und die Heldenkämpfe lehrt, in welchen sie Schritt für Schritt mit der Freiheit ihres Landes auch ihren Glauben gegen den heranflutenden Islam vertheidigten. Sie wissen ja, daß früher die Berbern zahlreiche Bischöfe hatten, daß sie, zwölfmal mit Waffengewalt und Blutvergießen dem Koran unterworfen, zwölfmal zum christlichen Glauben zurückkehrten, und daß dieser im achten Jahrhundert begonnene Verzweiflungskampf bis zum zwölften Jahrhundert dauerte, zu welcher Zeit die Geschichtschreiber einen letzten Bischof von Kabylien erwähnen. Noch während zweier Jahrhunderte bewahrten einzelne Christen ihren Cultus, aber allmählich verschwand jede Spur des Glaubens.

Die letzte Festung des Christenthums bildeten die Gebirge des Djurjura, welche sich vor uns erheben. Als die Araber das Land überschwemmten und überall ihren Weg mit Blut bezeichneten, indem sie den Islam mit der Gewalt ihrer Waffen und Anwendung ihres Grundsatzes: „Glaube oder stirb!" predigten, da warfen sich die armen Stämme, welche keines

von beiden wollten, in diese hohen Gebirge als in eine uneinnehmbare Festung und vertheidigten mit bewaffneter Hand ihr Leben, ihre Freiheit und ihren Glauben. Auf diese Ereignisse gründet sich auch die dichte Bevölkerung auf diesem halbwilden Boden.

Aber nach den erwähnten Kämpfen faßte der Islam auch unter jenen Stämmen Wurzeln. Die katholischen Priester waren verschwunden, die arabischen Marabuts lehrten eifrig ihren Glauben und zogen schließlich das Volk, welches kein äußeres Zeichen mehr in seiner Religion zusammenhielt, auf ihre Seite. Es ist dies das unglückliche Volk, welches wir ins wahre Leben zurückrufen sollen. Soll Gott nicht eines Tages die zum wahren Glauben zurückführen, deren Vorfahren so tapfer und heldenmüthig für denselben Glauben gekämpft haben? O, Sie denken sich's wohl, mein erstes Gebet in dieser kleinen, unter den Ungläubigen verlorenen Kapelle war eine Aufopferung meiner Person, um aus allen meinen Kräften an dieser Wiedergeburt mitzuarbeiten.

Mein erster Besuch nach meiner Ankunft galt natürlich der Kapelle, einem kleinen und recht engen, aber trotz seiner Armuth sehr sorgfältig gepflegten Heiligthume. Jesus wohnt dort beständig, und dies ist ein großer Trost. Oder möchten wohl Ordensfrauen in dieses abgeschiedene, ungläubige Land kommen, wenn sie nicht hier ihren göttlichen Meister fänden, der ihnen beisteht und sie beschützt, nachdem er sie zur Mitarbeit an der Ausbreitung seines Reiches und an der Rettung der Seelen, für welche er gestorben ist, berufen hat?

Darnach besah ich das ganze Haus der Schwestern, welches auch das meinige werden sollte. Alles ist hier einfach, arm, wirklich apostolisch. Es enthält sechs Räume: einen Schlafsaal mit den Betten (einfache Bretter mit einem Strohsacke darauf); einen kleinen gemeinschaftlichen Saal mit einem Tische aus weißem Holze und einigen Strohstühlen; zwei kleine Schulzimmer für die Kabylenkinder, deren bisweilen mehr als achtzig

kommen; den Speisaal (ungefähr eine Wiederholung des gemeinschaftlichen Saales); endlich die Apotheke, wo sich die Arzneien befinden. Die Kranken setzen sich dort, wie zu Hause, auf die Erde, und um sie zu verbinden, kniet man sich neben sie. Die Wände sind einfach mit Kalk geweißt, die Möbel aus Tannenholz, die Bestecke aus verzinntem Eisen, die Geschirre aus Erde. . . . Diese sechs Räume bilden ein langes Erdgeschoß, das auf drei Seiten von einer kleinen Terrasse umgeben ist, auf der die Schwestern einige Blumen pflanzen.

Das fiel mir beim ersten Anblick auf. Aber weit entfernt, mich abzuschrecken, ließ diese Armuth mich gleich vom Anfange das Haus, welches ich bewohnen sollte, liebgewinnen. Und was suchte ich denn auch, als ich hierher kam, wenn nicht das, was ich finde? Das erinnert mich an die Worte, die Don Bosco in Ihrer Gegenwart an mich richtete, als ich ihn wegen meines Berufes um Rath fragte. „Wollen Sie ungefähr wiederfinden, was Sie zu Hause, in einem Schlosse, haben, so gehen Sie in ein Kloster Frankreichs; wollen Sie wirklich leiden, so treten Sie in eine Missionsgesellschaft.“ Uebrigens erzeugen diese weißen Wände durchaus keine Traurigkeit; im Gegentheil: Frohsinn herrscht in dieser lieben Mission, alle sind heiter; denn sie leben hier vollständig für den lieben Gott und werden nie durch den Lärm der Welt beunruhigt.

Ich habe schon die Eicheln verkostet, ich kam dazu vermöge einer kleinen Kriegslist. Eine Schwester sagte mir, daß es bei den Kabylen auch Kastanien gebe, an Gestalt etwas von unseren französischen Kastanien verschieden, aber im Geschmacke denselben ziemlich ähnlich, vielleicht etwas weniger fein. Es waren prächtige Früchte, schön im Feuer aufgegangen. Ich aß sie ganz vertrauensvoll, mußte aber doch bekennen, daß sie nur wenig von unseren Kastanien an sich hätten. Da fingen die Schwestern verdächtig an zu lächeln, und nach dem Essen sagten sie mir: „So, nun können Sie

nach Frankreich schreiben, daß Sie auch Eicheln gegessen haben." Ich hatte gar nicht daran gedacht.

Dieser Bericht ist lange geworden, ich nehme für heute von Ihnen Abschied; aber mit Erlaubniß meiner Obern werde ich Ihnen fortgesetzt die Eindrücke und Ueberraschungen meines neuen Lebens mittheilen. Sie folgen mir so in den Gedanken, und wir können zusammen leben, wie in der Vergangenheit.

18. October. Bis heute habe ich schon zwei Dörfer besucht. Diese Besuche, deren Zweck es ist, den Kranken und Armen beizustehen, bilden eine Hauptbeschäftigung in unserer Mission. Die Schwestern gehen zu zweien oder dreien zusammen mit einem Korbe, in dem sich eine ganze kleine Apotheke befindet, in die Dörfer, wohin man sie bestellt. Sobald die Kabylen sie bemerken, rufen sie dieselben schon aus weiter Ferne mit ihrem unnachahmbaren „A themrabath!" (o Marabutinnen!) an, und alle wollen sie nach ihrem Hause führen. Man gestattete mir schon am Tage nach meiner Ankunft als Postulantin im Hause der Ouad'hias, mitten in Kabylien, meinem Wunsche gemäß die Schwestern zu begleiten. Die liebe Mutter Oberin war neugierig, zu sehen, wie die Kabylen mich aufnähmen. Ich errege in meiner weltlichen Kleidung allgemeine Verwunderung unter den Weibern, welche mich lange beschauen; einzelne steigen sogar auf die Dächer, um mich besser zu sehen, andere begleiten uns beständig auf der Straße, befühlen und wenden alle Kleidungsstücke, sind entzückt ob aller Einzelheiten und bestürmen die Schwestern mit Fragen über meine Person. „Wozu kann wohl die Rumi (christliche Dame) hierher gekommen sein? Hat sie keine Mutter, keine Schwestern oder Brüder? Wie konnte ihre Mutter sie gehen lassen? Was hat diese gesagt, als ihre Tochter von ihr wegging?"

Die Fragen hören nie auf; denn die armen Weiber verstehen nichts ohne unsere Erklärung.

Ich fand die Kabylenhäuser nicht so schmutzig, als ich mir vorgestellt hatte; einzelne sind sogar reinlich gehalten, aber alle, arme wie reiche, erregen ob des darin herrschenden Elends großes Mitleid. Die Häuser bestehen immer bloß aus Einer Räumlichkeit, sind vollständig leer, ohne Fenster, und die Thüren so niedrig, daß man sich tief bücken muß, um einzutreten.

Die armen kranken Frauen liegen kaum in einige Lumpen gehüllt auf der nackten Erde; keine einzige hat eine Decke, oder käme auf den Gedanken, durch etwas dürres Laub oder Stroh die Kälte und Härte des Bodens zu mildern. Sie kauern viel mehr am Boden, als daß sie liegen, und zittern vor Kälte; denn trotz des afrikanischen Klimas bleibt der Schnee auf unseren hohen Kabylengebirgen den ganzen Winter über liegen und herrscht alsdann empfindliche Kälte. Man zündet freilich mitten im Raume ein Feuer an; aber da es nicht einmal ein Loch im Dache gibt, um den Rauch durchzulassen, so bildet sich bei verschlossener Thüre eine Atmosphäre, welche Sie sich leicht vorstellen können, und ist die Thüre offen, so wird es eisig kalt. Darum leiden auch fast alle, und die Kinder am meisten, an den Augen. Oft sogar strecken sie sich unvorsichtig dicht am Feuer nieder, und fangen dann ihre Lumpen Feuer. Es vergeht kein Winter, ohne daß man so verbrannte Frauen und Kinder zu den Schwestern bringt, damit diese sie verpflegen.

In diese Art Gurbi wagen sich die Schwestern, um durch ihre Nächstenliebe die Herzen der unglücklichen Insassen zu gewinnen und sie unsere heilige Religion lieben zu lehren. Sie werden allen alles, und schrecken vor nichts zurück, um diesen armen Ungläubigen zu helfen. Sie sind darum auch sehr beliebt und verehrt, das muß man sagen; ich bin täglich Zeugin davon. Die Kabylenweiber verstehen nicht, woher eine solche Aufopferung kommen kann. Anfangs denken sie, daß die Schwestern, so wie sie sind, vom Himmel gefallen

seien; erst allmählich begreifen sie, daß diese ihnen so fremdartig scheinenden Frauen ausschließlich durch die Liebe zu Gott und den Wunsch, ihnen zu helfen und sie zu belehren, geleitet werden. Sie können es sich nicht vorstellen, liebe Mutter, wie diese Kabylenweiber gerührt werden, wenn sie hören, daß die Schwestern alles zu Hause verlassen haben, um den Kabylen Gutes zu thun, da sie dieselben lieben. Diese überschütten dann die Schwestern mit allen Segenswünschen und versprechen ihnen regelmäßig den Himmel als Lohn. „Zu wahren Heiligen fehlt euch nur noch eins," sagte ihnen eines Tages ein alter Muselmann, „ihr solltet zu Mohammed beten." Andere, die weniger fanatisch sind, bekennen, daß unsere Religion besser ist, als die ihrige, und so beginnt das Apostolat der Schwestern, denn das Schauspiel ihrer Nächstenliebe beweist deutlich, daß dieselben Jüngerinnen des wahren Gottes sind. An dem Tage, wo sie offen predigen werden, sind die Bekehrungen vorbereitet und die Vorurtheile längst verschwunden.

Die Lage hat sich seit Beginn dieser Mission der Liebe schon sehr geändert. Damals durften die Patres, welche zuerst nach Kabylien kamen, in der Nacht kein Dorf betreten; man kehrte die Stelle, wo sie sich am Tage niedergelassen hatten, und kein Kabyle hätte sich zum geringsten Dienste für die Missionäre herbeigelassen.

Dann kamen die ersten Schwestern, um ihre eigene Mission zu begründen, aber sie wurden nicht viel besser aufgenommen. Die Kabylen fürchteten sich vor ihnen und flohen aus ihrer Nähe. Ohne Kenntniß der Landessprache durchwanderten die Schwestern mit einem Dolmetscher die Dörfer, vertheilten unter den Kindern Zuckerwerk und verabreichten Arzneien an solche, welche dieselben anzunehmen wagten. Bis zu einem gewissen Punkte läßt sich das Mißtrauen dieser armen Leute gegen eine solche für sie unerklärliche Nächstenliebe begreifen. Sie, die keinen andern Beweggrund, als den eigenen Vortheil,

kennen, durften sich wohl fragen, welches Ziel die Fremden verfolgten. Sie hielten sie für Spioninnen. Bald schlugen sie ins Gegentheil um: sie bildeten sich ein, es seien Engel vom Himmel gekommen, um ihnen zu helfen, und heute noch gibt es manche, welche kaum an einfache Frauen glauben können. „Hast du auch Vater und Mutter wie wir?" frug man eine Schwester. Wer eine solche Frage stellt, ist nicht mehr weit von dem Lichte. Ja, es ist wirklich das Leben der Apostel, welches die Schwestern hier führen, arm, gottergeben, „überreich an Freude", und wer sich zum Stande des Missionärs berufen fühlt, kann unmöglich eine vollständigere Verwirklichung seiner Wünsche und Hoffnungen finden; darum bin ich auch über die Maßen glücklich, daß ich endlich gefunden habe, was ich mir gewünscht und erhofft hatte, trotzdem man mir, wie Sie wissen, in Frankreich gesagt, für eine Frau könne es das nicht geben, was ich erträume. Könnte ich doch nur eines solchen Berufes würdig werden! Ich fühle es schon: sollte ich darauf verzichten, dann müßte man mich fortjagen.

22. October. Die Neugierde der Eingeborenen hinsichtlich meiner Person beginnt sich zu beruhigen. Trotzdem verlangte noch gestern eine alte Frau, ich solle singen; sie wollte wissen, was ich für eine Stimme habe. Am meisten verwundert man sich darüber, daß ich so weiß bin. „Dein Vater ist reich," sagte mir eine Frau, „denn deine Hände haben nicht viel gearbeitet." Sie werden lachen, meine gute Mutter, wenn Sie erfahren, zu welchem Preise man mich anschlägt. Bei meinem ersten Besuche im Dorfe Taurith besprachen sich die Kabylen untereinander darüber, wie theuer man mich wohl auf ihrem Markte verkaufen könne. Die einen meinten um zweihundert Franken, andere um fünfhundert; eine Frau äußerte sich, man könne wohl leicht ein volles Qarrui Geld für mich bekommen. Derartige Klatschereien scheinen ihnen ganz natürlich, denn, wie Sie wissen, werden

hier alle Frauen gekauft. Bisweilen kauft man sie schon bei ihrer Geburt, da sie dann nicht so hoch im Preise stehen.

Die Kabylenfrauen sind übrigens nicht so unglücklich wie die arabischen Frauen, und ein Grund ihrer bessern Lage besteht darin, daß die Kabylen gewöhnlich nicht mehr als eine Frau auf einmal haben. Wird diese geschlagen, so geschieht es doch nur von einem einzigen. Aber die Ehescheidung ist häufig, und dies ist für die armen, verlassenen, oft mit ihren Kindern hinausgestoßenen Geschöpfe eine Quelle schrecklichen Elends. Ich werde noch später davon sprechen.

Ich beginne eine förmliche Lehrzeit; ich habe schon einige von den Kranken behandelt, welche zur Apotheke kommen; die Gelegenheit dazu fehlt nicht, denn den ganzen Tag über ist unsere Thüre förmlich belagert. Die Leute sind voll Vertrauen in unsere Kunst. In Wirklichkeit, ich glaube, der liebe Gott hilft den Missionsschwestern auf ganz besondere Weise bei dem Erfolge, welchen ihre Mittel erzielen, denn diese sind höchst einfach. Mit Bittersalz heilt man alle Krankheiten; die Hauptsache ist, niemanden zurückzuweisen, um die Leute nicht mißvergnügt zu machen. Haben die Schwestern gerade nichts Passendes für den Zustand der Kranken, so genügt etwas Salzwasser, um dieselben zu befriedigen.

Was mir bei den Kabylen auffällt, das ist ihr Frohsinn; er scheint dem ganzen Volke angeboren zu sein.

Ungeachtet ihres so mühseligen Lebens wollen die Frauen vor allem lachen und sich vergnügen. Um ihnen zu gefallen, muß man heiter sein und nach ihrer Weise mit ihnen spielen. Ihre Empfindlichkeit ist ausnehmend groß; scheint man irgendwie sich vor ihnen zu ekeln, so ziehen sie sich zurück. Darum hütet man sich auch wohl, ihnen in dieser Beziehung zu nahe zu treten, es koste, was es wolle.

Neulich bot eine alte Frau einer von uns eine Eichel (sie nähren sich davon), welche sie soeben mit ihren Zähnen geschält hatte. Als die Schwester diese zurückwies, sagte sie: „Du

willst sie nicht essen, weil du dich vor mir ekelst." Um der Alten nicht wehe zu thun, nahm die Schwester alsdann die Eichel an.

27. October. Wir haben in der letzten Zeit nur wenig Ausflüge unternommen, aber jeder Tag bringt mir so viel Neues, daß ich Ihnen immer etwas zu erzählen habe. Die Tracht der Frauen dieses Landes ist einfach und zugleich malerisch; als ganze Kleidung tragen sie die Gandura, eine Art Hemd, welches an den Hüften durch eine rothe Binde zusammengeschnürt wird. An den Seiten ist die Gandura aufgeschlitzt, über den Schultern wird sie durch Nadeln oder dünne Holzpflöcke zusammengehalten. Die Füße, Hals und Arme bleiben entblößt, Sommer wie Winter, trotz des Schnees. Darum frieren sie auch, wenn es in diesen hohen Bergen kalt wird, d. h. den ganzen Winter hindurch, und viele sterben an Brustkrankheiten. Die Frauen müssen alle harten Arbeiten verrichten; von Jugend auf gewöhnt man sie an das Tragen von Lasten, die viel zu schwer für sie sind. Sie holen das Wasser oft aus großer Entfernung in den schweren Sagun, einer Art Amphoren von übrigens gefälliger Form. Sie arbeiten auf dem Felde, während ihre Männer an den Straßenecken im Dorfe liegen und miteinander plaudern oder ihre Kleider flicken. Bisweilen begegnet man auf den Gebirgspfaden einer Frau, die unter der Last eines schweren Holzbündels fast erliegt; ihr Kind sitzt noch oben drauf, und ihr Mann folgt ganz gemüthlich zu Pferde. Eines Tages begegnete eine Schwester einer solchen Karawane und frug den Kabylen, warum er seine Frau so schlecht behandle. „He," antwortete er, „sie kostet mich 300 Franken, und da muß sie wohl arbeiten; es ist mein Esel, für mich."

Wie schön ist doch unser Beruf: wir sollen diese Unglücklichen aus dem Zustande ihrer tiefen Erniedrigung erheben! Hierzu muß man vollständig sich selbst vergessen; wir können ihnen nur dann helfen, wenn wir uns demüthigen und zu

denen niedersteigen, welche wir erheben wollen. Aber die Gnade des Berufes ist mächtig und süß, sie macht alles leicht, was ohne sie unüberwindlich wäre; sie läßt uns das reinste Glück mitten in den Entbehrungen und Leiden finden. Ich fühle es schon, ich hege zu diesen armen Kabylen eine sehr starke Zuneigung, ganz verschieden von meinen bisherigen Gefühlen. In der ersten Zeit hütete ich mich ein wenig, mich von ihnen berühren zu lassen; denn wenn ich sagte, daß der Schmutz nicht immer groß in ihren Häusern sei, so gilt das doch nicht von ihrer Person. Jetzt gehe ich leicht darüber hinweg und lasse die Kinder auf meinen Armen und Knieen strampeln: das macht all die kleinen Mädchen eifersüchtig gegeneinander, denn Eifersucht ist auch ein hervorstechender Zug des Kabylencharakters. Aber dadurch gewinnt man die Herzen mancher Eltern, und die Kabylen sagen mir bereits, daß sie mich recht gerne haben. Wie beglückt mich der Gedanke, daß dieses Zutrauen es mir ermöglichen wird, die Seelen ihrer kleinen Kinder zu retten, mit denen beginnend, welche in Todesgefahr sind!

11. November. Sie haben im ‚Tour du monde' Abbildungen von Negerinnen gesehen, welche ihre Kinder mit ein paar Lumpen auf ihren Rücken gebunden nachtragen. Hier herrscht dieselbe Sitte; fast alle Mädchen, welche zur Schule der Schwestern kommen, bringen so jeden Morgen ein Brüderchen oder ein Schwesterchen von ein paar Monaten, bisweilen auch von drei oder vier Jahren, mit. Oft ist die das Kind tragende Schwester nicht größer als ihr Bündel. In der Schule schläfern sie das Kleine ein und legen es auf die Erde; draußen tragen sie es den ganzen Tag herum, sie spielen, laufen und raufen sich, ohne es niederzulegen. Das Kleine bekommt die Hiebe, aber daran liegt nichts; schreit es, so klopfen sie drauf, und das Kind weiß, daß es zu schweigen hat. Im Sommer übersteigt die Zahl unserer Kinder schon achtzig. Man kann sagen, sie kommen von ihrer Ge-

burt an bis ungefähr zum fünfzehnten Jahr. Unter den ältesten sind manche schon verheiratet. Die Ankunft dieses ganzen kleinen Völkchens bietet ein komisches Schauspiel. Auf das Glockenzeichen wird ein Becken mit Wasser herbeigebracht, und alle Kinder stürmen darauf los, um sich Gesicht, Arme, Füße, alles zusammen, zu waschen. Die Größten besorgen die Toilette der Kleinen. Die meisten dieser armen Kinder sterben fast vor Hunger; in der Erholungszeit stürzen sie sich auf die Kräuter im Garten oder auf dem Felde, um sie zu verzehren. Sie sind im allgemeinen recht aufgeweckt, sie stellen oft Fragen über die Religion, und viele kommen zu dem Schlusse, daß ihre eigene Religion nichts taugt und die der Schwestern besser ist. Ach! wären wir unser nur mehr, um dies Senfkorn zu pflegen! Die Aussaat ist geschehen, und es wird eines Tages eine reiche Ernte geben. Beten Sie darum mit uns, daß viele Arbeiter hierher kommen, und daß die schon reifende Ernte nicht verloren gehe aus Mangel an solchen, welche sie einheimsen!

13. November. Unsere so lange erwartete große Expedition ist endlich vorüber. Wir sind nach Gondahl gegangen. Dieses Gondahl bildet den entferntesten Punkt unserer Diöcese, weiter ausgedehnte Ausflüge machen wir nie. Gestern wurde die heilige Messe um 5 Uhr in der Kapelle der Bordj gelesen, und um 6 Uhr marschirten wir auf dem schlechten Weg von Irill ab; man konnte noch kaum sehen. Nach einer Stunde langten wir an dem Flusse an. Da zu dieser Jahreszeit das Wasser kalt ist, so wollten die Schwestern nicht, daß ich, wie sie selbst, barfuß durchwatete, sondern begannen eine Brücke aus Steinen zu bauen. Sie hatten schon gut drei Viertel der Furt überbrückt, als ich auf den unglücklichen Gedanken verfiel, ihnen zu helfen. Ich thue einen Fehltritt und falle ins Wasser; ich hatte nicht viel Zeit nöthig, um das eben verlassene Ufer wieder zu gewinnen. Dann zog ich meine Schuhe aus und watete barfuß in aller

Bequemlichkeit durch das Wasser. Wir brachen wieder auf und überließen es dem Winde und der aufgehenden Sonne, die Kleider zu trocknen; dabei lachten wir herzlich über mein Abenteuer. Der Wind war übrigens ziemlich stark und die Sonne warm, so war ich bald wieder durchwärmt und getrocknet. Wir brauchten, um nach Gondahl zu kommen, gegen vier Stunden, obgleich wir alle gut zu Fuß waren.

Ehe wir das Dorf betraten, frühstückten wir vorsichtigerweise auf der Erde in einem Olivenhaine, ohne uns an ein paar Kabylenfrauen zu kehren, welche nicht von uns wichen und uns sehr bedauerten, daß wir so schlecht äßen und so weit herkämen. Wir sahen aber doch vergnügter aus als sie selbst, und dachten auch nicht daran, uns zu beklagen. Um 11 Uhr begannen wir die Kranken zu besorgen. Dies ist der rührendste, aber auch der anstrengendste Theil des Ausfluges, die acht Stunden zu Fuß sind nichts dagegen. Man ließ uns zehnmal denselben Weg wieder machen, den wir eben zurückgelegt hatten, wir mußten immer wieder einen Kranken besuchen, der vergessen worden war. Da diese armen Leute nicht an die Pflege gewöhnt sind, welche wir ihnen angedeihen ließen, so wollten sie uns bezahlen; einer bot uns sechs Sous für einen Kaffee, ein anderer brachte ein Qarrui Gerste, aber wir antworteten, wir thäten alles aus Liebe zu Gott.

Auf dem Heimwege folgten wir dem Gebirgszuge, dessen senkrecht abfallende und dann wieder auf weite Strecken chaotisch übereinander geworfene Felsen einen malerischen Anblick, wie in der Schweiz, boten. Der Weg war bisweilen kaum zu passiren, aber doch immer noch besser, als der vom Morgen. Nachdem wir länger als zwölf Stunden auf den Beinen gewesen, kamen wir endlich bei Mondschein zu Hause an, ganz entzückt von unserer apostolischen Reise, und mit dem Vorsatze, bei der nächsten Gelegenheit wieder zu beginnen. Wir gelten schon als tauglich zur Verwendung in den Aequatorial-Ländern.

18. November. Ich wollte Ihnen eben schreiben, als man uns nach Abd-el-Aiunn zu einem Kinde rief, welches die Schwestern behandeln und morgens und abends besuchen. Da wir den ganzen Tag mit der Wäsche beschäftigt waren, so waren die Schwestern am Morgen nicht dort gewesen, und man meldete uns, daß es dem Kinde schlechter gehe. Wir machten uns sofort auf und liefen durch den strömenden Regen. Unsern Rückweg nahmen wir über Taurith; dort trafen wir ein sehr krankes junges Mädchen an und gaben ihm das große Heilmittel; so fanden wir uns für unsern sintflutlichen Marsch reichlich entschädigt. Es geht so im Missionsleben, man muß immer zum Aufbruch bereit sein; aber gerade bei solchen Anlässen fühle ich, daß ich den richtigen Beruf gewählt habe. Ich bin nie froher, als wenn wir bei jedem Wetter gestört werden, oder kein Brod mehr haben, was im Winter öfters vorkommt, wenn die durch Regen angeschwollenen Bäche nicht mehr durchwatet werden können. Dann machen wir es wie die Kabylen: wir essen Weizen- oder Gerstenkuchen, Kuskus und — Eicheln.

Welch ein Glück an solchen Tagen: wir können unserm Heilande etwas aufopfern für das Heil der Seelen!

30. November. Salem, ein in Frankreich erzogener und dann getaufter Kabyle, bekam ein Töchterchen und bat mich, Taufpathin zu sein. Mein Pathenkind ist frisch und rosig, und um es noch schöner zu machen, schwärzte man ihm den Rand der Augenlider und malte ihm mit gleicher Farbe ungeheure Augenbrauen, was auf diesem kleinen Gesichtchen sich sehr drollig ausnimmt.

Heute wurde das Kind getauft. Nach der heiligen Handlung bot sich uns eine kleine Scene, die uns sehr zu Herzen ging. Tessadith, ein Mädchen von vierzehn Jahren, welches seit langem schon Christin werden will, stürmte gerade im Augenblick, wo ich das Kind hinaustrug, in die Kapelle und warf sich dem Pater zu Füßen mit den Worten: „Jetzt, mein

Vater, gefälligst, mich!" Der Pater wußte natürlich nicht, was sie wolle, und gab ihr bloß seinen Segen. Tessadith war den ganzen Tag über untröstlich. „Ich brauche keinen Segen," wiederholte sie weinend, „ich wollte getauft werden." Um sie zu beruhigen, sagte ihr dann der Pater, sie solle gut schreiben lernen; wenn sie das könne, dann solle sie selbst Se. Eminenz um die Taufe bitten. Ohne irgend jemand etwas zu sagen, schrieb Tessadith am folgenden Tage dem verehrten Cardinal einen naiven, rührenden Brief, dessen Wortlaut mir nicht mehr ganz gegenwärtig ist, aber ich erinnere mich noch folgender Sätze: „Monseigneur, die Ihnen schreibt, ist ein Kabylenkind, das Sie kennt; aber Sie kennen es nicht. Ich wollte gern vom P. Lechaptois getauft werden, und ich will Sie bitten, sagen Sie mir Ja oder Nein. Und wenn ich dann groß bin, werde ich Schwester, aber dafür muß ich zuerst getauft sein."

Dieses Mädchen ist wirklich sehr artig und fromm; seine Mutter ist todt, sein Vater hat es im Stiche gelassen. Als es noch ganz klein war, hörte es einmal von der seligsten Jungfrau sprechen; es warf sich vor deren Bilde nieder und rief: „Gut, ich habe keine Mutter mehr, ich nehme dich zur Mutter; du wirst mich beschützen, und ich werde Christin." Es spricht uns beständig von seinem Wunsche, einmal Schwester zu werden.

10. December. Wir haben unsere Ausflüge wieder aufgenommen. Ich war hoch erfreut, diese armen Kabylen wiederzusehen. Ich verstehe allmählich ein wenig besser ihre Sprache, und so haben diese Besuche immer größern Reiz für mich. Ich fühle, die Leute lieben mich, und ich liebe sie; da wird mir bei ihnen nichts mehr schwer.

Wir planten gestern einen weiten Ausflug, es war am Vormittage schönes Wetter, aber wir fürchteten Regen für die Heimkehr. Darum besuchten wir auch, um uns zu trösten, fünf Dörfer. Wir waren bei einem Marabut. Seine Frau

ist fünfzehn Jahre alt. In ihrer Eigenschaft als Frau eines Marabut darf sie nie ausgehen und nie ein Mann zu ihr ins Haus kommen. Darum ist sie auch das neugierigste Geschöpf von der Welt und verbringt ihre Zeit großentheils damit, daß sie durch die Thürspalten schaut, um zu erfahren, was draußen vorgeht. In einem andern Hause fanden wir eine arme Frau, wie man ihrer hier nur zu viele sieht. Sie war von ihrem Manne derart zerschlagen und mißhandelt, daß sie halb stumpfsinnig zu sein schien. Der Elende hatte seine Mutter aus dem Hause geworfen, und seine Frau saß geduckt in einer Ecke und betrachtete uns mit so verstörten Blicken, daß es traurig war, sie anzusehen. Man bat uns für sie um Arzneien, aber was ist da zu thun? Welch trauriges Leben! Wären diese armen Frauen christlich, welche Verdienste könnten sie sich mit ihren Leiden sammeln! Trotz der üblen Behandlung, welche sie erdulden, beklagen sich diese Unglücklichen doch fast nie; denn sie wissen wohl, die Schläge würden sich verdoppeln, wenn sie zu sprechen wagten.

Man sagt, die Araberinnen seien zur Trauer geneigt; das gilt nicht von den Kabylenfrauen: sie ertragen alles getrost, und wenn eine von ihnen mürrisch scheint, so sagen die anderen: „Die da ist nicht gut, man muß das Elend des Lebens zu ertragen wissen."

Aber wie oft finden wir Frauen und Kinder, die infolge von Schlägen fast blödsinnig geworden! Auf der Mission haben wir ein kleines Mädchen, das uns übergeben wurde, um es der schlechten Behandlung zu entziehen. Es verstand nichts, und es schien unmöglich, ihm etwas beizubringen. In zwei Jahren war dieses Kind ganz umgewandelt, Verstand und Gedächtniß zurückgekehrt, und jetzt folgt es dem Unterrichte mit seinen Altersgenossen. Bisweilen offenbaren sich noch die Instincte seiner wilden Natur in sonderbarer Weise. Als man die arme Kleine uns brachte, war sie halb todt vor Hunger, und mehr aus Gewohnheit als aus Noth suchte sie

alles Eßbare zu stibitzen. Jetzt noch ertappt man sie manchmal darüber, daß sie die Suppe aus der Hundeschüssel nimmt, während sie ihr Brod verkommen läßt.

14. December. Gestern sammelten wir einige Erfahrungen in den Sümpfen von Aequatorial-Afrika zur Zeit der Masika, machten aber trotzdem eine ausgezeichnete Rundreise.

Wir brachen, wie das letzte Mal, in der Frühe auf, und der Abstieg vom Berge war bei dem guten Wege durchaus nicht unangenehm. Aber nach dem Berge kam die Ebene; wir waren infolge der voraufgegangenen Regen wegen dieser nicht ohne Besorgnisse. Da der klebrige, lehmartige Boden vom Wasser aufgeweicht war, so sanken wir jeden Augenblick bis über die Knöchel ein. Nach zweistündigem Marsche kamen wir zum Ufer des Baches. Unsere Frau Oberin wollte uns einen kleinen Esel nachführen lassen, aber wir fürchteten, daß er uns in der Ebene nur hindere und aufhalte; wir versicherten, wir wollten schon Mittel finden, über den Bach wegzukommen, und wir hatten wohl daran gethan, uns nicht mit dem armen Thiere zu belasten. Auf der andern Seite des Baches standen zwei Esel mit ihren Bardas; deren Herr kam uns zu Hilfe, aber er erklärte uns, seine Esel könnten uns nimmer hinübertragen, die Strömung sei zu stark, und in der That schoß die Flut laut brausend und schäumend vorbei. Wir ließen unsern Mann ins Wasser gehen, um zu sehen, wie tief es sei: es reichte ihm fast bis zu den Hüften. Dann gingen wir mit ihm etwas weiter bachabwärts, an eine breitere Stelle, und ließen den armen Kabylen, der sich gutmüthig unseren Anforderungen fügte, ein zweites Mal durchwaten. Diesmal reichte ihm das Wasser bis zu den Knieen. Nach kurzer Ueberlegung entschlossen wir uns, barfuß hinüberzuwaten; so kamen wir denn glücklich ans andere Ufer.

Darnach wurde der Weg angenehm. Wir stiegen sanft aufwärts auf den Matten, zwischen Olivenhainen und mächtigen Felsblöcken, die offenbar von einem Zusammensturz des Berges

herrühren. Auf dem Wege lenkte uns ein Marabut etwas von unserer Straße ab, um uns in sein Haus zu führen. Seine Frau hielt sich für sehr reizend; sie hatte sich roth und weiß geschminkt, Augenbrauen und Augen gefärbt. Der Marabut seinerseits wollte uns seine Wissenschaft zeigen; er brachte uns ein Bündel arabischer Pergamente und einige alte französische Bücher, unter welchen er uns besonders die illustrirten Preiskataloge der großen Modemagazine des Louvre und des Bon-Marché bewundern ließ. Er schien nicht wenig stolz auf den Besitz eines solchen Schatzes zu sein. Bald nachher kamen wir zu den Beni-Bu-Schenascha. Wir durchwanderten das ganze Dorf; es gab da viele Kranke, aber alle kräftigen Leute waren draußen bei der Feldarbeit. Von da gedachten wir nach einem Weiler zu gehen, welcher das Dorf der Marabut heißt, denn es gibt ihrer dort viele, und einer, von höherem Range als die anderen, scheint eine Art Oberhaupt zu sein. Man sagte uns, es sei unnöthig, sich dorthin zu bemühen, denn wir würden von diesen Fanatikern doch nicht zugelassen. Aus Widerspruchsgeist wollte ich es nun gerade versuchen, und ungeachtet der kurzen Zeit, die uns noch verblieb, wenn wir vor Nacht nach Hause kommen wollten, gingen wir bis dorthin. Wir marschirten einem tiefen Thale entlang, worin ein Gießbach rauschend von Fels zu Fels stürzte; auf beiden Seiten erheben sich hohe Felswände, im Hintergrund die schneebedeckten Djurdjura-Gipfel. Aber dieses Thal ist ungesund, denn es sieht kaum die Sonne. Das Dorf der Marabut ist klein, seine Häuser sind in zwei geraden Linien regelmäßig gebaut, das ganze Dorf scheint an den Felsabhang festgeklebt. Dort sollten wir nicht aufgenommen werden, hatte man gesagt; aber noch nirgends hatten wir eine so gute Aufnahme gefunden. Wir gingen nicht ins Dorf hinein. Während wir uns in einem etwas tiefer liegenden Hause mit einigen Kindern beschäftigten, rief ein Mann, daß wir da seien. Sofort begannen processions-

weise die Leute zu uns herunterzulaufen. Wir richteten uns auf einem freien Platze ein und während anderthalb Stunden wußten wir kaum, wohin uns wenden, so viele Wunden gab es zu verbinden, so viele Arzneien zu vertheilen für alle drei zusammen. Man ließ uns erst um vier Uhr weggehen, als unser Korb leer war. Es war spät, darum hielten wir auch auf dem Heimwege guten Schritt.

Der Bach war in einem Augenblick durchwatet, wir hielten uns aneinander fest. In der Ebene überraschte uns die Nacht, so daß wir den Berg in völliger Dunkelheit ersteigen mußten. Ich ging an der Spitze, aber von Zeit zu Zeit hielt ich inne: Wo ist der Weg? Rechts ist der Abgrund! Links und vor mir der Felsen! Aber es gab da doch einen Pfad, um den Felsen zu erklettern! Ein anderes Mal lief ich durch eine Hecke und gerieth auf einen Misthaufen. Es gab eine Menge lustiger Unterbrechungen, wir lachten auch herzlich über unsere kleinen Abenteuer. Um sieben Uhr kamen wir zu Hause an, immer bereit, wieder von vorne anzufangen.

18. December. Wieder von einer neuen Reise zu erzählen! Ich verschone Sie mit keiner Einzelheit, diese Ausflüge scheinen mir alle so verschiedenartig, daß der Bericht eines jeden Neues bringen muß.

Gestern machten wir uns mit zwei Schwestern auf den Weg. Wir sahen oft aus der Ferne einen mit Häusern bedeckten Bergabhang; die Erforschung dieses Winkels von Kabylien hatten wir uns als Ziel gesteckt. Etwas weiter, in noch höherer Lage, sahen wir noch andere Dörfer, — auf gut Glück gingen wir darauf zu. Wir marschirten zwei und eine halbe Stunde bald durch die kothige Ebene, bald im Bette eines hübschen Bächleins, bald über die Felsen wegkletternd, ließen seitwärts die Dörfer des Abhanges und gelangten zu den letzten Häusern der Scharfas auf dem Berggipfel. Wir befanden uns in einem Marabutdorfe. Ein Marabut führte uns in sein Haus und hieß uns auf einer Matte Platz nehmen, während er die

Kranken rufen ließ. Dann bezeigte er uns sein Mitleid und bot uns an, bei ihm zu übernachten: „Ihr eßt Kuskus, Weißbrod und Fleisch, und morgen geht ihr weiter.“ Aber wir waren fast in Verzweiflung. Die Dörfer, welche von den Ouad'hias aus über den Scharfas zu liegen schienen, befanden sich auf einem andern Berge, und zwischen ihnen und uns lag ein Thal. Wo wir waren, hatten wir nicht viel zu thun, und wollten wir weiter, so verloren wir bei diesem Marabut unsere Zeit. Wir entzogen uns darum dem gastfreien Diensteifer der Scharfas, um unsern Weg zu verfolgen. Die Schwestern hatten nie diese Gegend besucht, und wenn uns auch die Männer kannten, da sie uns schon anderswo gesehen hatten, so erregten wir doch großes Staunen bei den Frauen. Wir konnten dort sehen, wie eine Mission unter den Eingeborenen beginnt und auf welchen Empfang wir in einem unbekannten Lande rechnen können. Beim Vorbeigehen frugen sich einige Frauen: „Wer ist das?“ — „Es sind Gottesfrauen,“ antwortete ein Kabyle.

Wir brauchten nicht vollständig ins Thal hinabzusteigen, und in einer kleinen Stunde erreichten wir das erste Dorf, Aitab-del-Mumen. Die Hausthüren gehen hier nicht auf die Straße, sondern vier oder fünf Häuser umschließen einen kleinen Hof, dessen Thor sorgfältig geschlossen gehalten wird. So schien das Dorf ganz unbewohnt zu sein; wir fanden niemanden, an den wir uns um Aufklärung hätten wenden können. „Vermögen wir auch nichts für die Kranken zu thun,“ sagten wir bei uns, „so machen wir uns doch wenigstens bekannt, und das ist immerhin schon etwas.“ Endlich begegneten wir einigen Frauen, die mit ihren Sagunen von der Quelle zurückkehrten und uns neugierig betrachteten. „Aschu thau?“ (wer ist das?) fragten sie sich. Etwas weiter fanden wir fünf oder sechs kleine Buben, die auf der Erde spielten. Wir fragten sie, was sie trieben, ob es keine Kranken bei ihnen gäbe; sie wußten es nicht. Wir gaben ihnen Zucker-

gebäck, sie kannten es nicht, und wagten es nicht zu verkosten. Wir gingen weiter, die Kinder folgten uns in der Entfernung; aber sobald sich eine von uns umdrehte, stob die ganze Bande auseinander, um bald von neuem zu erscheinen. Wir gingen an der Djemâa vorbei, vier oder fünf Männer rauchten dort ihre Cigarette. Sie ließen uns ruhig vorbeigehen, aber schon nach einigen Schritten holten zwei von ihnen, die etwas französisch sprachen, uns ein und fragten uns, ob wir Arzneien hätten. Einer führte uns zu einem Hause, ließ uns aber, ohne uns eintreten zu lassen, im Hofe warten, während alle Weiber herbeikamen, uns zu beschauen. Endlich kam der Kranke, ein armer, lebensmüder Greis. Der Kabyle diente uns als Dolmetscher, er schlug alle möglichen Mittel vor, aber der Alte schüttelte den Kopf und ging weg, ohne etwas anzunehmen. Der Kabyle führte uns weiter. Man verlangte Arzneien, aber wagte nicht, sie zu nehmen, wenn wir sie geben wollten. Sobald aber einmal einer ein Mittel genommen hatte, wollte jedermann davon haben, und der Zudrang wurde unbeschreiblich. „Seid ihr Männer?" frugen uns starr vor Staunen die Weiber. — „Nein, wir sind Frauen, wie ihr, wir sind Französinnen; aber Kabylenfrauen und Franzosenfrauen, das ist kif-kif; wir haben die Kabylen sehr gerne." So suchten wir sie anzulocken. „O nein," sagte der Mann, welcher uns führte, „ihr bono, aber die Kabylenfrauen macasch bono; ihr blanco, aber Kabylenfrauen negro." Sein Geschwätz war ein sonderbares Gemisch von arabischen, kabylischen, spanischen und französischen Wörtern, das sogen. Sabir. Er führte uns zu seinem Hause. Sein Sohn war ein hübscher kleiner Knabe und recht weiß. „Du siehst wohl," sagte die Schwester, „der da ist blanco." — „Alle muschascho sind blanco, aber herangewachsen alles negro, macasch bono." Allmählich verlor sich die Furcht vor uns, und die Schwestern wurden nie besser aufgenommen. Die Buben kannten schon das Zuckerzeug und

ließen uns keine Ruhe mehr. Häuser und Höfe waren durch eine immer wachsende Volksmenge angefüllt. Eine Frau wollte das Thor ihres schon halb vollen Hofes schließen, dasselbe wurde aber von der Bande eingedrückt. Sobald man einem ein Mittel gab, wollten alle davon haben. Ich bestrich die kranken Augen mit Höllenstein; ich mußte das gleiche fast bei allen thun, auch bei solchen, deren Augen ganz gesund waren. Wir ließen sie gewähren, um sie nicht abzuschrecken. Da dergestalt die Arzneien bald verschwanden, erfanden wir andere, wenn keine mehr vorhanden waren.

Auf einmal waren wir voneinander getrennt. Ich trug den Arzneikorb. Ein Frau zog mich am Arme in ihr Haus. Schwester Susanna wurde nach einer andern Richtung gezogen. Schwester Maria von Jesu dachte, es sei besser, mir zu Hilfe zu kommen, und folgte mir. Ich weiß nicht, wie wir uns da herausgezogen hätten, wenn nicht ein Mann uns gesucht hätte, um uns zu unserer Schwester nach seinem Hause zu führen. Da diese keine Arznei mehr hatte, so wollte er uns haben, und die Frauen mußten sich ihm fügen.

Ich weiß nicht, was man alles aus uns machte, oder vielmehr, die Unwissenheit dieser Leute ist unbegreiflich. Eine Frau verlangt, wir sollen zu ihrem Sohne kommen. „Was fehlt denn deinem Sohne?“ — „Er ist todt.“ Wir sagten ihr, Gott allein könne ihn wieder lebendig machen. Eine Frau schlug vor Schwester Susanna verwundert die Hände zusammen: „O diese da, wie ist sie gut!“ Ich fände kein Ende, wollte ich alle Einzelheiten dieser Expedition erzählen. Wir mußten uns mit Gewalt losreißen, um nach Hause zu kommen; denn unsere Frau Oberin drohte, wir dürften nicht mehr nach diesem Dorfe gehen, wenn wir in der Nacht nach Hause kämen. Ein fünfthalbstündiger Marsch brachte uns wieder heim. Wir waren noch halb betäubt von dem Lärme, den man um uns gemacht hatte. Man kann sich etwas Aehnliches gar nicht vorstellen.

26. December. Gestern Weihnachtsfest. Die Mitternachtsmesse hat in diesem ungläubigen Lande etwas besonders Ergreifendes. Dieser Messe wohnten außer zwei Pensionärinnen noch zwei kleine Kabylenmädchen bei, von denen das eine christlich werden wollte; aber das arme Herzchen wird schrecklich von seiner Mutter behandelt, muß arbeiten wie ein Sklave und stirbt fast vor Hunger. Man erzählt sich manchen rührenden Zug von diesem recht gescheidten Kinde. Als es zum erstenmale das Ave Maria hörte, weinte es vor Bewunderung. „Ach," sagte es zu uns, „was habt ihr schöne Gebete! Sicher ist eure Religion besser als die unsere, aber wenn ich bei meiner Mutter davon spräche, würde sie mich tödten." Als sie einmal krank lag, sagte ihr eine Schwester: „Du wirst sterben, arme Fathma." — „O nein," antwortete sie, „sei ruhig, ich sterbe nicht hier, ich komme zu dir sterben; denn ich will sterben wie du" (christlich). Gestern war sie allerliebst. Diese zwei muselmännischen Kinder, die unserem Gottesdienst beiwohnten, rührten mich mehr, als ich sagen kann; es schienen mir die Erstlinge der Bekehrung unter den armen afrikanischen Völkern zu sein. Nach der Messe frugen wir Fathma, woran sie die ganze Zeit über in der Kirche gedacht habe. „Ich habe für den lieben Gott gebetet," antwortete sie. Die weniger fortgeschrittene Dabia gestand uns offen, sie habe nicht gewußt, woran sie denken sollte; aber sie war darauf erpicht, das Kreuzzeichen machen zu lernen. „Ich schämte mich, als ihr es machtet, weil ich es nicht kann. Lehr es mich, damit ich thue, wie ihr auch." Und beide stimmten dann überein: „Ja, bei den Christen sind die Festtage viel schöner, als bei den Kabylen."

Nach der Mitternachtsmesse erhielten die Kinder Kaffee und Brod. Dabia aß nichts, sondern verbarg alles, und entschlüpfte in der Frühe, um ihr Frühstück ihrer Mutter zu bringen. Diese Kabylen haben ein Herz von Gold. In Frankreich würden ähnliche Züge als eine Seltenheit erzählt werden; hier thäte jedes dasselbe.

29. December. Man bringt uns ein armes kleines Geschöpf, welches wirklich Mitleid erregt. Es ist ein dreijähriges Mädchen, ganz unförmlich angeschwollen. Es kann die Augen nicht mehr öffnen, das Gesicht und der ganze Körper sind aufgelaufen, weiß und voll rother Flecken und Wunden. Ich glaube nicht, daß man noch sonstwo so viele Kinder mit schrecklichen Krankheiten sieht; es scheint, der liebe Gott läßt die kleinen Wesen für die Bekehrung ihrer Eltern leiden. Die Mutter der armen Kleinen sagte uns in ihrer Erkenntlichkeit für die Pflege, welche man ihrer Tochter angedeihen ließ: „Ja, ihr kommt in den Himmel." — „Und auch du wirst in den Himmel kommen," antworteten wir. — „O die Kabylen kommen nicht in den Himmel!" Sie haben fast alle diese Vorstellung. Auch die kleine Fathma, von welcher ich das letzte Mal sprach, sagte uns: „Jetzt wollte ich nicht sterben, ich käme nicht in den Himmel, die Kabylen kommen nicht hinein!" — „Und warum nicht?" — „Weil sie stehlen und lügen." — „Aber du hast doch nicht gestohlen?" — „Die Franzosen kommen in den Himmel; wenn ich groß bin, mache ich es wie sie, ich gebe den Armen alles, was ich habe, und wenn ich dann sterbe, komme ich auch in den Himmel."

Ein junges Mädchen aus unserer Schule wurde von ihrem Vater verkauft. Ihr Mann führte sie vor drei Jahren mit sich zu einem benachbarten Stamme. Das arme Kind war untröstlich. „Nein, ich will nicht heiraten!" rief sie; „ich will Christin werden! Man sagt, Gott ist gut, und ich liebe die heilige Jungfrau. Schickt sie mir denn niemanden zu Hilfe? Ich will nicht heiraten!" Mit Gewalt wurde sie weggeschleppt. Im folgenden Jahre wurde sie schwer krank. Eine Schwester besuchte sie und fand sie weinend. „Was hast du, Melchet?" — „Ich sterbe und komme nicht in den Himmel!" — „Und warum nicht? Du liebst Gott, und er wird dich zu sich nehmen." — „O nein,

die Kabylen kommen nicht in den Himmel, ich will Christin werden wie die Franzosen! Ach, Schwester, sage mir doch, was muß ich thun, um Christin zu werden? Komme ich nicht in den Himmel, so ist es deine Schuld; versprich mir, mich nicht so sterben zu lassen!"

1. Januar 1887. Fathma wurde von einem Kabylen gekauft, der sie uns dann wieder brachte, um sie zu unterrichten. Einen Augenblick dachte man daran, die Verlobung zu feiern, dann aber hielt man es für überflüssig. Es geschieht dies durch das Geschenk einer Gandura und einer Leibbinde an die Braut. Die Eltern des Mädchens geben einen Schmaus und schicken dem Bräutigam eine Schüssel mit Kuskus und Fleisch; der junge Mann sendet diese mit Korn gefüllt wieder zurück. Darnach führt man feierlich das junge Mädchen zu seinem Verlobten, die zukünftige Schwiegermutter setzt ihm eine gewisse Haube auf den Kopf, und dann wird das Kind wieder zu seinen Eltern geführt, wo es wartet, bis der Mann es zu sich nehmen will. Einige Tage hindurch muß die Verlobte alte Lederschuhe tragen, das einzige Mal in ihrem Leben. Die Männer tragen solche Schuhe im Winter; aber die Frauen sind immer barfuß, und man muß jetzt, wo in unseren Bergen oft Schnee liegt, die armen Kinder, die zur Schule kommen, bedauern. Es ist immer dieselbe Geschichte: die Männer essen den Kuskus und lassen das Kleienbrod den Frauen. Als wir eines Tages einen Kabylen, der uns vorausging, darauf aufmerksam machten, daß in Frankreich ein Mann einer Frau immer den Vortritt lasse, sagte er einfach, das sei unmöglich. Welch eigenthümliche Mischung im Charakter dieses Volkes! Ihr sittliches Elend gleicht einer tiefen Nacht, aber sobald ein schwacher Lichtschein sich zeigt, suchen sie sofort sich zu erheben. Ich erzählte Ihnen genug Züge von Kindern, die zeigen, was die Gnade aus solchen Naturen machen könnte.

3. Januar. Soeben erfahre ich, daß ich in drei Tagen abreisen soll, um endlich ins Noviziat einzutreten. Sie erinnern sich, wie Se. Eminenz schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Afrika, wo er mich hierher schickte, mir sagte: „In vierzehn Tagen wissen Sie, was Sie von Ihrem Beruf zu halten haben, und sind Sie nicht berufen, so haben Sie damit von Ihrem neuen Leben genug.“ Ich habe hier drei volle Monate verbracht, und weit entfernt, das auch nur einen Augenblick bedauert zu haben, fühle ich mich vielmehr immer glücklicher. Ich verließe nur trauernd meine lieben Kabylen, dürfte ich nicht hoffen, einst als wirkliche Missionsschwester unter sie zurückzukehren. Aber die Nothwendigkeit einer ernsten Vorbereitung auf ein so erhabenes Amt steht mir zu klar vor Augen, als daß ich nicht nach dem Noviziate verlangen sollte. Ein neues Leben wird für mich beginnen, und vor einem so wichtigen Schritte halte ich inne, nicht aus Furcht und Bangen — denn ich setze mein Vertrauen auf Den, welcher mir meinen Beruf gegeben hat —, sondern erfüllt von ernsten Gedanken.

Liebe Mutter, ich bin zu einem großen Werke berufen, denn unser Ziel ist kein geringeres als die Bekehrung Afrika's. Wenn nun Gott wirklich von mir verlangt, an diesem großen Werke mitzuarbeiten, wie niedrig wäre meine Handlungsweise, wenn ich bloß äußerlich dem Rufe folgte, und mich ihm bloß zur Hälfte gäbe! Erinnern Sie sich, derselbe, der zu mir sagte: „Gehen Sie!“ schrieb Ihnen am gleichen Tage: „Ihre Tochter ist zu einem vollständigen Opfer berufen.“

Wohl! der Augenblick, mich vollständig zu opfern, ist gekommen. Gleich am ersten Tage soll das Opfer von Grund des Herzens ganz vollbracht werden; die Hingabe der eigenen Person ist dann ein- für allemal abgethan. O beten Sie mit mir, damit ich jetzt nicht meine Schwäche sehe, und meines hohen Berufes nicht zu unwürdig sei! Vereinigen Sie sich mit mir, um mich Gott aufzuopfern! Wenden Sie die Augen

vom Opfer ab und schauen Sie höher, nur zu Gott empor, welcher Ihnen eine große Gnade und hohe Ehre erzeigt, indem er Ihre Tochter erwählt, und denken Sie, daß er dieselbe Ihnen ja nur nimmt, um sie wieder zurückzugeben an jenem Tage, da er Sie mit Freude und Seligkeit überhäufen wird, weil Sie ihm die Tochter geopfert haben.

Ihre Tochter

Maria Louise.

VII.

Einkleidung einer Missionsschwester

in der Basilika

Unserer Lieben Frau von Afrika.

Freitag den 25. März fand in der Kirche U. L. F. von Afrika zu Algier vor einer frommen Volksmenge eine rührende Feier statt.

Den Lesern des „Bulletin des Missions“ ist die Postulantin, welche an diesem Tage den Schleier nahm, keine unbekannte Persönlichkeit: es ist die Verfasserin des Briefes über die Mission in Kabylien.

Die Einkleidung dieser Missionsschwester erregte die allgemeine Neugierde in ganz besonderem Maße; denn man wußte, sie verzichtete um den Preis der Aufnahme in eine Congregation, wo so viele Leiden ihrer warten, auf alles irdische Glück und alle weltlichen Hoffnungen, zu welchen ihre hochedle Geburt sie berechtigte. Die allgemeine Aufregung steigerte sich noch, als man vernahm, daß die Mutter von Fräulein Marie Louise G. de L . . ., eine edle, seelenstarke Christin, selbst dem Opfer ihrer Tochter beiwohnen werde, sowie auch ein Bruder der Postulantin, ein activer Officier, der seine Schwester bis zu den Stufen des Altares begleiten wollte, an welchem er selbst, wie ein Ritter vergangener Zeiten, in der Frühe die heilige Communion empfangen hatte. Man sah bereits weiter oben, daß ein anderer Bruder, gleichfalls Officier und Katholik, seine Schwester nach Kabylien geleitet hatte.

Se. Eminenz der Cardinal Lavigerie in eigener Person führte den Vorsitz bei dieser Feier, zu welcher außer den

Schwestern der Congregation U. L. F. von den Missionen Afrika's, bei welchen Frl. de L . . . eintreten sollte, Deputationen fast aller Ordensgemeinden Algiers und eine solche Menge frommer Gläubigen herbeigeeilt waren, daß die geräumigen Hallen der Kirche U. L. F. von Afrika nicht alle zu fassen vermochten. Sr. Eminenz assistirten sein Coadjutor, Mgr. Dusserre, Erzbischof von Damascus, seine Generalvikare und die Missionäre von Afrika, welche das ganze Chor anfüllten.

Die Gesänge wurden durch die hundertzwanzig Zöglinge der apostolischen Schule mit einem solchen Ausdrucke des Glaubens und der Frömmigkeit ausgeführt, daß mehr als einmal sich aller Augen mit Thränen füllten.

Wir verbreiten uns nicht weiter über die gewöhnlichen Ceremonien einer Einkleidung; dieselben sind unseren Lesern bekannt: wir vermerken nur, was der Einkleidung einer Missionsschwester U. L. F. von Afrika ihren besondern Charakter aufprägt.

Zu Anfang der geistlichen Handlung wurde die Litanei von den afrikanischen Heiligen gesungen. Nach den gewöhnlichen Anrufungen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter von Afrika, wendete man sich an die großen Heiligen der alten afrikanischen Kirche: „Heiliger Cyprianus, — bitte für sie! Hl. Augustinus, — bitte für sie!" Besonders jedoch beteten Clerus und Volk für die Einzukleidende zu den hl. Frauen von Afrika: „Hl. Perpetua, — bitte für sie! Hl. Felicitas, — bitte für sie! Hl. Monica, — bitte für sie! Hl. Marciana, — bitte für sie!" und nach jeder Bitte fiel das ganze Volk ein: „Alle Heiligen von Afrika, — bittet für sie!"

Inzwischen begaben sich die Missionsschwestern processionsweise unter Vorantritt der Novizen in den Saal des Schwesternhauses nahe bei der Kirche, wo die Postulantin in Brautkleidung sie erwartete.

Die ehrwürdige Mutter Oberin trat zu derselben und redete sie an: „Meine Tochter, der Bräutigam kommt Ihnen entgegen, um Sie auf den Weg der religiösen Vollkommenheit und des Apostolates unter den afrikanischen Ungläubigen zu führen. Wollen Sie ihm folgen? Wenn Sie ihm auf dieser Welt nachfolgen, werden Sie in der andern seiner Seligkeit und Glorie theilhaftig werden."

Die Postulantin antwortete auf den Knieen: „Ehrwürdigste Mutter, dies wünsche ich von ganzem Herzen." Darauf hob die Oberin sie an der Hand auf und folgte mit ihr der Processíon. Die Postulantin bildete, eine brennende Kerze in der Hand, den Schluß; sie hatte zu ihrer Rechten und Linken die Novizenmeisterin und deren Stellvertreterin.

Im Chore angelangt, kniete sie an dem für sie bestimmten Platze nieder, und der ehrwürdige Cardinal, welcher in bischöflichem Ornate die Ceremonie der Einkleidung vornahm, frug sie: „Meine Tochter, was wünschest du?"

„Die Barmherzigkeit Gottes, Eminenz, und die Gnade des religiösen und apostolischen Kleides."

Der Officiant antwortete: „Deo gratias!"

Danach wandte er sich zum Altare und intonirte, auf der untersten Stufe niederknieend, das „Veni Creator", welches der Chor fortsetzte.

Nach dem „Veni Creator" bestieg P. Defour, Superior der PP. Jesuiten in Algier, die Kanzel und erklärte in frommen, beredten Worten das Wesen und die Pflichten des Ordenslebens und die symbolische Bedeutung der Einkleidung, welche er in einem glücklichen Vergleiche dem Geheimnisse, dessen Feier man am selben Tage beging, gegenüberstellte: er zeigte, wie der Sohn Gottes sich mit unserem Fleische umgab, um uns zu gestatten, daß wir dereinst das Kleid seiner göttlichen Herrlichkeit tragen, wenn wir uns ihm ohne Rückhalt weihen, so wie dies im apostolischen Leben geschieht.

Dann redete er die Postulantin selbst an und beglück-

wünschte sie, weil sie, auf Adel, Reichthum und allen Glanz der Welt verzichtend, das arme und demüthige Ordenskleid gewählt habe. Ebenso richtete er einige Worte voll väterlicher Zuneigung an den jungen Officier, einen frühern Jesuitenzögling, der nahe bei dem Altare stand, und erhob den Opfersinn der verehrungswürdigen Mutter.

Zum Schlusse wandte er sich an die Schwestern: „Und ihr, liebe Schwestern, ihr lebtet bis heute in Verborgenheit und Sammlung, um euch allmählich auf eure erhabene Mission, das Apostolat auf dieser afrikanischen Erde, vorzubereiten. Doch nun werdet ihr euch entwickeln, ihr werdet wachsen und aller Blicke auf euch lenken im Dienste einer Mission, welche der Heldenmuth von Uganda's Martyrern vor der gesammten Christenheit mit Ruhm bedeckt hat. Dafür bürgt euch das heroische Opfer, welches eure neue Schwester bringt, indem sie mit Hilfe der göttlichen Gnade heute euer Leben der Leiden, der Selbstverläugnung und Armuth wählt."

Die ganze Versammlung war durch diese Predigt aufs tiefste gerührt.

Nun segnete der Officiant die Ordenskleider der Postulantin, und damit spielte sich die ergreifendste Scene bei der Einkleidung einer Missionsschwester ab. Seit dem Beginne der Feier befand sich auf dem Altare ein großes Crucifix mit den blutigen Wundmalen und daneben eine Dornenkrone. Ehe die Postulantin die Kirche verließ, um das weiße Kleid der Missionsschwestern anzulegen, kniete sie noch in ihrer Brautkleidung am Fuße des Altares nieder.

Der Cardinal reichte ihr das Crucifix mit den Worten: „Dies ist das Bild Dessen, welcher dein Bräutigam sein wird, dessen Kreuz du täglich wie die Apostel tragen mußt, willst du in Wahrheit dein Leiden mit dem seinigen vereinigen und arbeiten zu seiner Ehre, zu deiner Vervollkommnung und zum Heile der Seelen."

Dann setzte er der Postulantin die Dornenkrone aufs Haupt und fügte bei: „Du bist die Braut eines dornengekrönten Königs, doch wisse: trägst du würdig diese Krone, so wird sie dereinst sich verwandeln in eine Krone der Glorie."

Die Postulantin kehrte, das Crucifix in den Armen und die Dornenkrone auf dem Haupte, zu ihrem Platze zurück, während der Chor die Antiphon sang: „Ich verachtete den Glanz der Welt und alle vergängliche Herrlichkeit aus Liebe zu Jesus Christus, meinem Herrn."

Der Cardinal hatte unterdessen die Kanzel bestiegen und richtete als Vater an seine Tochter folgende Worte:

„Meine liebe Tochter!

„Eine beredte und fromme Stimme sprach soeben über die Heiligkeit deines Berufes. Ich komme hierauf und auf die allen Ordensleuten gemeinsamen Pflichten nicht mehr zurück. Ihr erster Zweck ist für alle die eigene Heiligung, oder, um mich so auszudrücken, die Umgestaltung ihrer Mitglieder. Denn erst, wenn sie so geheiligt sind und gewissermaßen Jesum Christum angezogen haben, können sie erfolgreich am Heile der Seelen arbeiten.

„Aber die Ceremonie, die ich soeben vollbracht habe, und der Zustand, in dem ich dich jetzt sehe, drängen mich, dir in kurzen Worten den besondern Charakter deines Berufes und jenen der Congregation zu schildern, in welche du eintreten willst.

„Zu dem Brautkleide, dem Zeichen deiner keuschen Verlobung, sind jetzt noch die Sinnbilder deiner mystischen Vereinigung mit dem Bräutigam getreten: In den Händen trägst du sein Bild und auf dem Haupte die Krone seines Reiches. Doch sein Bild ist blutbefleckt und seine Krone ist für dich eine Dornenkrone.

„Was bedeuten diese Sinnbilder?

„Um es wohl zu erfassen, meine liebe Tochter, erinnere dich, daß die Braut das Leben ihres Gemahls theilen, daß

sie ihm gleich werden, oder um mich der entschiedenen Worte des Heiligen Geistes zu bedienen, daß sie ‚mit ihm eins sein' muß. Darum boten meine Hände dir ihn wundenbedeckt, ans Kreuz geheftet, die Hände und Füße durchbohrt von Nägeln, die Seite geöffnet durch eine Lanze, das Haupt zerrissen durch die Dornenkrone. Und alles dieses leidet er aus Gehorsam und Liebe.

„Das Kreuz und die Krone, welche du soeben empfangen hast, bezeichnen also sichtbarer Weise den Geist des freiwillig von dir gewählten Berufes.

„Denn auch du, meine Tochter, mußt, willst du dem Bräutigam in deinem Berufe nachfolgen, seinem Beispiele getreu alle Opfer und Leiden schon im voraus auf dich nehmen: das Opfer der Gewohnheiten, welche du von Kindheit an angenommen hast in einem Leben, das alle dir angenehm zu machen suchten; Opfer in den Entbehrungen, die deiner warten, und die du bereits kennen lerntest, als du wie die ärmsten Wilden auf bloßer Erde schliefest, dich mit einer groben Nahrung begnügtest und allen Unbilden eines oft mörderischen Klimas dich aussetztest; Opfer in den Krankheiten, in einem frühzeitigen Tode; und was dich noch tiefer und schmerzlicher berührt, das Opfer deiner heiligsten Gefühle, denn, um Jesu würdig zu sein, hast du sein Wort befolgt, welches er als Bedingung solcher Ehre hinstellte, als er im Evangelium sagte: ‚Wer ... Mutter oder ... Bruder mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.'

„Dein Herz blutete, ich weiß es, doch es blutete nicht einzig deinetwegen, es litt noch mehr für ein Herz, welches, du fühltest es, noch bitterer zerrissen war, als das deine.

„Du, meine Tochter, du hast die erhabenen Aussichten auf das Apostolat, auf dies ungeheure Feld, welches sich dem Opfermuthe deiner Tugend eröffnet, du hast eine neue Familie in deinen Ordensschwestern, du hast die Arbeiten in den Missionen mit ihrem mächtig anregenden Leben, du hast die

Sicherheit des Lohnes; denn es steht geschrieben: ‚Wer Mutter oder Brüder verläßt um meinetwillen, wird hundertfältigen Lohn in dieser Welt empfangen, und in der anderen das ewige Leben.‘ Doch für deine verehrte Mutter, welche in dir allein sich tröstete über die Verluste der Vergangenheit, über die Abwesenheit ihrer Lieben in der Gegenwart, war dein Verlust der Beginn des Sterbens: dich nicht mehr sehen, dich nicht mehr hören in dem Hause, welches du belebtest, war in gewissem Sinne ein größeres Opfer, als das deine. Und doch wurde dies Opfer gebracht. Mit welchem Edelmuthe, du weißt es, und Gott weiß es am besten; denn es war einzig der Glaube, der Glaube Abrahams, welcher den Sieg davontrug.

„Dies Opfer vereinige sich heute mit dem deinigen und schwebe über dir wie der Segen, den Gott über die Söhne der Patriarchen wegen der Tugenden ihrer Väter ausgoß: ‚Benedictio tibi, fili mi, quia boni et optimi viri filius es tu.‘

„Das Opfer bis zum Tode ist also das erste Beispiel, welches dir dein Bräutigam gibt für das apostolische Leben, das du auf seinen Ruf gewählt hast. Er gibt dir noch ein anderes, eindringlicheres, es ist die Liebe zu den Seelen, die Liebe zu denjenigen, die in ihren Qualen um Verzeihung bitten und um das Ende ihrer Leiden.

„Das Institut, in welches du eintrittst, ist aus dieser Liebe hervorgegangen, aus der Liebe zu dem ungläubigen Afrika, auf dem noch so schwer der Erbfluch lastet.

„Gebeugt unter das Joch der Unmenschlichkeit, der Unwissenheit, der Menschenfresserei und Sklaverei, bildet Afrika seit Jahrhunderten gleichsam die irdische Hölle für die Schwachen.

„Die Frau ist dort hilflos jeder Grausamkeit von seiten der rohen Gewalt preisgegeben. Man verkauft sie in ihrer Jugend, man entreißt ihr, ist sie Mutter, mit Gewalt ihre Kinder; sie allein ist mit den härtesten Arbeiten belastet, und im Alter stirbt sie unter den Schlägen. Und diese Welt

bildet nicht die Grenze ihrer Leiden. Ihre Erniedrigung und die daraus entspringende Unwissenheit und Verderbtheit lassen uns für sie selbst keine Hoffnung auf das jenseitige Leben. So wie also der auf der Welt ruhende Fluch Jesum in seiner unermeßlichen Liebe auf dieses Kreuz, dessen Bild du trägst, hinstreckte, so ist es die Liebe, das Mitleid für unser barbarisches Afrika, welches deine Schwestern und dich selbst antreibt, dich ans Kreuz anzuschließen, um Afrika eines Tages zu retten.

„Ihr erhebt euch in dieser neuen Genossenschaft, um hinzugehen und seine Apostel zu werden.

„Frauen-Apostel! Ihr wollt sie der Kirche sein nach dem Beispiel der heiligen Frauen, die unserem Heilande während seines irdischen Lebens folgten und nach seinem Tode seinen Namen verkündeten durch ihren Glauben, ihre Liebe, ihr Beispiel. . . . Oder können wir vergessen, daß zwei von ihnen, Maria und Martha, mit ihrem Bruder Lazarus die Apostel einer Provinz unseres Heimatlandes wurden?

„Gehet darum auch ihr, liebe Schwestern, zu den Frauen Inner-Afrika's im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Erleuchtet sie durch euer Beispiel, gewinnet ihre Herzen durch eure Nächstenliebe, belehrt sie durch eure Worte!

„Und du, meine Tochter, du wirst einen neuen Namen annehmen an Stelle desjenigen, unter welchem dich bis heute die Welt kannte. Dieser erinnert an den Adel und die Großthaten deiner Ahnen; doch der, welchen du jetzt erhältst, ist noch größer: es ist der Name eines Apostels der Schwarzen, des seligen Claver, welcher sein Leben dem Dienst der Schwarzen geweiht hatte, um ihre Wunden zu heilen, ihre Herzen zu gewinnen, um sie ihrer Hölle zu entreißen und dem Himmel zuzuführen. Auch er gibt dir die große Lehre der Liebe, durch sie hat er alle Hindernisse überwunden, sie war, wie er sich so anmuthend ausdrückte, die göttliche Angel, mit welcher er die Herzen fing und an sich zog.

„Nimm jetzt, meine liebe Tochter, die Kleidung dieses Apostolates, nach welchem du so lange dich gesehnt hast. Du hast lange darauf gewartet, denn schon vor drei Jahren drücktest du mir aus der Ferne zum erstenmale den Wunsch danach aus. Ich verlangte dieses lange Harren, ich wollte dich damit zwingen, ein so außergewöhnliches Vorhaben heranreifen zu lassen. Doch endlich hast du den Sieg davongetragen, und besonders rührte mich der Grund, welcher dich zu dem Opfer ohne Rückhalt bestimmte. Du erwähntest mir die Worte eines Dieners Gottes, bewunderungswerth durch seine Werke und Tugenden, bewunderungswürdiger durch seine tiefe Kenntniß der Seelen und der Wege der göttlichen Vorsehung. Als du eines Tages ihn in Betreff der verschiedenen Orden um Rath fragtest, sagte er dir: ‚Wollen Sie im allgemeinen Ihre Lebensweise fortsetzen, so treten Sie in ein Kloster in Frankreich; wollen Sie aber wirklich leiden wie Jesus, so gehen Sie in die Missionen zu Missionsschwestern.‘

„Dies Wort hat entschieden! Du erkanntest darin den Ruf Gottes, und darum trägst du heute das Kreuz in den Armen und auf dem Haupte die Dornenkrone.

„Ohne Zweifel mußt du beständig auf diesem Wege der Prüfung der eigenen Schwäche mißtrauen, aber du mußt auch zählen auf die Hilfe von oben. Diese ganze gläubige Menge, diese Missionäre, diese zahlreichen Schwestern haben für dich zu Beginn der Feier die afrikanischen Heiligen angerufen. Sie haben zu ihnen für dich gefleht um die Gnade der Standhaftigkeit und jene übergroßen Freuden, von denen der Apostel sagt, daß sie alle Mühen süß machen. Während ich meine Stimme mit ihren heißen Gebeten vereinigte, schien es mir, als sähe ich die Heiligen, und besonders die heiligen Frauen Afrika's, Perpetua, Felicitas, Monica, die Tausende von heiligen Martyrinnen und gottgeweihten Jungfrauen, wie sie sich vor dem Throne Gottes niederwarfen und dankend und betend dem Herrn lobsangen: dankend, daß du fernher

gekommen, um an der Auferweckung der afrikanischen Erde, ihres Vaterlandes, zu arbeiten; betend, daß er dir die zu einem so hohen und schwierigen Unternehmen nothwendigen Gnaden verleihe.

„Doch vor all diesen heiligen Namen haben wir die Beschützerin Afrika's angerufen. Auch sie betrat diesen Boden auf ihrer Flucht mit dem göttlichen Kinde. Sie ist die Königin der Apostel, und von ihr singt die Kirche, daß sie allein alle Irrthümer überwunden. Der heutige Tag deines Eintritts ins Ordensleben ist ihr besonders geweiht: an diesem Tage empfing sie die frohe Botschaft des Heiles der Welt. Der Gedanke daran sei dir zur Hoffnung, daß deine Arbeiten, dein Opfer, deine Gebete, mit denen Jesu vereinigt, dir wie einer zweiten Esther das Heil des Volkes erwirken, für welches du betest; er sei dir zur Hoffnung, daß du dereinst nach den Mühen deines Apostolates inmitten der Jungfrauen, die ewig den Thron des Lammes umgeben, an Stelle der freigewählten Dornenkrone die Krone der Glorie und ewiger Seligkeit tragen werdest. Amen."

Nach dieser Ansprache wurde die Postulantin, wie bei ihrem Eintritte, in Procession durch die Schwestern ihrer Congregation aus der Kirche in den Saal geleitet, wo sie das Ordenskleid anlegte. Darauf erschien sie wieder, in Ordenstracht, noch immer mit dem Crucifixe und der Dornenkrone, und kniete am Altare nieder, während der Chor den 83. Psalm sang: „Quam dilecta tabernacula tua, Domine."

Alsdann wandte sich der Cardinal an die Postulantin und gab ihr an Stelle ihres weltlichen Namens einen neuen: „Meine Tochter, um dich durch nichts an die Welt zu erinnern, vergissest du deinen Namen und das Haus deines Vaters, und nennst dich in Zukunft ‚Schwester Maria Claver', im Namen Jesu Christi."

Zum Schlusse der feierlichen Handlung stimmte der Chor das „Te Deum" an.

Ein rührender Zug sei noch angeführt. Wie wir bereits oben sagten, konnten zahlreiche Personen nicht in die überfüllte Kirche eintreten. Darunter befanden sich spanische, italienische und maltesische Frauen. Als die neue Schwester in Procession von ihren Schwestern geleitet aus der Kirche trat, war es unmöglich, zu verhindern, daß diese guten Frauen die Hände und Kleider der neuen Schwester küßten und sie ob ihres Glückes priesen.

VIII.

Gebete
für das Werk der Glaubensverbreitung
und
für die Bekehrung der heidnischen Frauen Afrika's.

Damenstift zu Carthago.

Ueberzeugt daß menschliche Mittel, so mächtig sie auch sein mögen, ohne die Gnade Gottes nichts zum Heile der Seelen vermögen, begnügen sich die Schwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's nicht mit den Werken der Nächstenliebe oder der Unterweisung der eingeborenen Frauen, sie betonen auch in ihren Regeln an erster Stelle die Nothwendigkeit und demgemäß auch die Beständigkeit ihres Gebetes. Sie beten nicht nur selbst, sondern vereinigen sich zu diesem großen Gebetswerke überall auch mit frommen Personen, die in der Welt leben. Hieraus entstand die Gesellschaft der Stiftsdamen von Carthago, welche in besonders inniger Weise durch das Gebet mit dem Mutterhause von Carthago verbunden sind. Es wird denselben sogar auf ihren Wunsch gestattet, dort lebenslänglich zu wohnen, wenn sie sich der Regel der Stiftsdamen unterwerfen wollen. Diese Regel verpflichtet nicht nur zu den gewöhnlichen Andachtsübungen, sondern auch zum canonischen Stundengebet, welches täglich verrichtet wird, um von Gott die Erweiterung des Werkes zur Verbreitung des Glaubens und des Apostolates unter den Ungläubigen, insbesondere unter den Frauen, zu erlangen. In derselben Meinung opfern auch die Ehrenstiftsdamen, d. h. solche, die nicht gemeinschaftlich leben, überall ihre Gebete und guten Werke Gott auf. Es ist dies nebst einer Spende, die sie

beim Eintritt abgeben, die einzige an den Titel der Ehrenstiftsdamen geknüpfte Verpflichtung. Nach kirchlicher Vorschrift wird dieser Titel durch Se. Eminenz den Cardinal-Erzbischof von Carthago verliehen [1].

Die gleiche Gebetsvereinigung besteht in allen europäischen Postulaten, alle katholischen Frauen können sich an dieselbe anschließen. Jedes Mitglied betet im Anschlusse an das Morgen- und Abendgebet zur Förderung der Glaubensverbreitung und des Apostolates das Vaterunser mit dem Englischen Gruße und den Bitten: „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser und der heidnischen Frauen; Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns und die heidnischen Frauen; heiliger Franciscus Xaverius, bitte für uns und die heidnischen Frauen!" Außerdem wird in der Kapelle des Postulates jeden Samstag um 3 Uhr, also zu der Stunde, in welcher unser Herr für das Heil der Welt starb, der sacramentale Segen gegeben. Dabei wird gesungen:

1. Die Litanei von den afrikanischen Heiligen; hieran schließt sich eine kurze Unterweisung.
2. Die Litanei von der seligsten Jungfrau Maria;
3. „O salutaris hostia";
4. „Tantum ergo";
5. folgende Bitten:

Cor Iesu sacratissimum, miserere nobis!

Maria sine labe concepta, ora pro nobis!

Sancte Francisce Xaveri, ora pro nobis!

Die dem Segen voraufgehende Unterweisung kann durch eine fromme Lesung über die Glaubensverbreitung und die Missionen, besonders die afrikanischen, ersetzt werden.

Die Ehrenstiftsdamen und die Mitglieder der Gebetsvereinigung für die Missionen dürfen dieser Andacht beiwohnen. Sie gewinnen dadurch die vom Heiligen Stuhle verliehenen Ablässe.

[1] Dieser Titel kann nur unverehelichten Personen verliehen werden.

IX.

Adoption von Missionsschwestern.

Aus dem „Bulletin des Missions“ konnte man ersehen, welchen Opfersinn der Beruf einer Missionsschwester erfordert. Doch die Selbstverläugnung bis zum Tode genügt nicht zur Unterhaltung eines Missionswerkes: ein solches hat, wie jedes Menschenwerk, auch materielle Bedürfnisse. Die Missionsschwestern bedürfen gleich den männlichen Glaubensboten auch dessen, was der hl. Paulus für diese letzteren fordert: des täglichen Brodes.

Darum bittet das Werk des Apostolates unter den heidnischen Frauen jene christlichen Frauen, die anderweitige heilige Pflichten in der Heimat zurückhalten, um ihre Unterstützung. Sie können nicht, wie die Schwestern, die alles verlassen, sich den Arbeiten und Leiden der Mission selbst widmen; dafür aber können sie jenen die nöthigen Mittel zur Ausübung ihres erhabenen Berufes an die Hand geben, indem sie ihnen von den zeitlichen Gütern, die Gott ihnen verliehen, einen Theil zuwenden.

Eine Missionsschwester braucht bei ihrer ärmlichen Lebensweise zu ihrem Unterhalte im ganzen jährlich 600 Franken. Man kann also durch die Beisteuer dieser Summe für den Unterhalt einer Schwester sorgen, d. h. eine solche adoptiren und damit zugleich an deren Verdiensten theilnehmen.

Wir wenden uns an alle wahrhaft christlichen Frauen, deren es ja, Gott sei Dank! noch so viele gibt, mit der Bitte, dies Werk des Glaubens und der Liebe unter ihren Schutz

nehmen zu wollen. Es soll nicht heißen: „Man findet eher edelmüthige Seelen, welche sich dem Apostolate und dem Martyrium weihen, als solche, welche die Kosten für deren Unterhalt auf sich nehmen."

Außerdem könnte man auch eine ganze Missionsstation adoptiren, d. h. Sorge für alles tragen, was in einem von Schwestern geleiteten Hause zur Krankenpflege und zum Unterhalte einer Schule für eingeborene Mädchen erforderlich ist. Doch das Wirkungsfeld einer solchen Nächstenliebe ist unübersehbar, zu dem angedeuteten Zwecke müßte man sich mit der General-Oberin der Missionsschwestern ins Einvernehmen setzen.

X.

Belobigungs-Decret des Heiligen Stuhles

zu Gunsten der Congregation der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's in Algier.

Unser Heiliger Vater Papst Leo XIII. hat neuerdings die Congregation der Missionsschwestern von Algier ermuthigt. Nach Entgegennahme des Berichtes, welchen kürzlich Se. Eminenz der Cardinal Lavigerie über die Thätigkeit und die apostolischen Arbeiten der Missionsschwestern erstattete, geruhte Se. Heiligkeit, das folgende Belobigungs-Decret an diese zu erlassen:

Cum Emus ac Rmus Cardinalis Carolus Martialis Lavigerie, Archiepiscopus Algeriensis et Carthaginiensis, iam inde ab anno 1868 Institutum Sororum cui titulus a *„Notre Dame des Missions d'Afrique"* fundaverit eique finem praestiterit operibus sacri Apostolatus operam impendere, potissimum mulieres infideles qua egregio sanctimoniae exemplo, qua catholicae religionis institutione, ad Christi fidem convertendo, in his Africae regionibus, in quibus Missionarii ab ipso Emo viro instituti apostolicum ministerium exer-

Se. Eminenz der hochwürdigste Cardinal Karl Martial Lavigerie, Erzbischof von Algier und Carthago, der bereits im Jahre 1868 ein Institut von Ordensfrauen unter dem Titel „Unserer Lieben Frau von den Missionen Afrika's" gegründet und in denselben Gebieten von Inner-Afrika, wo auch die von Sr. Eminenz ins Leben gerufenen Missionäre ihren heiligen Dienst ausüben, zur apostolischen Thätigkeit, besonders unter den heidnischen Frauen, bestimmt hat, welche sie durch das Beispiel ihrer Tugenden und Unterweisung in der katholischen Religion

cent, nuper ab Apostolica Sede imploravit, ut decreto laudis idem Sororum Institutum cohonestaretur.

Porro cum compertum apprime sit, praedictam Sororum Congregationem temporis decursu maxime increvisse, uberesque fructus ex pii ministerii exercitio retulisse ac referre; et ceteroquin regulari observantia et zelo rei christianae promovendae Sorores maxime emineant, SSmus D. N. Leo PP. XIII in audientia diei 23 aprilis 1887 Eminentissimi Fundatoris precibus libentissime annuens, praesens decretum laudis expediri iussit.

Datum Romae ex Aedibus S. C. de Propaganda Fide, die XXIV aprilis an. MDCCCLXXXVII.

Ioannes Card. Simeoni,
L. S. Praefectus.
† D. Archiep. Tyren., Secr.

zum Glauben an unsern Herrn führen sollen, hat vor kurzem den Wunsch offenbart, daß der Heilige Apostolische Stuhl diese religiöse Frauengenossenschaft mit einem Belobigungsdecrete beehren möge.

Da es nun feststeht, daß das genannte Schwestern-Institut sich seit seiner Gründung beträchtlich entwickelt, durch Ausübung seines frommen Dienstes schon reichliche Früchte getragen hat und noch trägt, und diese Schwestern sich vor allen durch ihr geregeltes Leben und ihren Eifer für den katholischen Glauben auszeichnen, so hat unser Heiliger Vater Papst Leo XIII., bereitwilligst den Bitten des erlauchtesten Stifters willfahrend, in der Audienz vom 23. April 1887 befohlen, daß gegenwärtiges Belobigungsdecret ausgefertigt werde.

Gegeben zu Rom, im Palaste der heiligen Congregation der Propaganda, den 24. April 1887.

Johann Cardinal Simeoni,
(L. S.) Präfect.
† D. Erzbischof v. Tyrus, Secretär.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.